This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

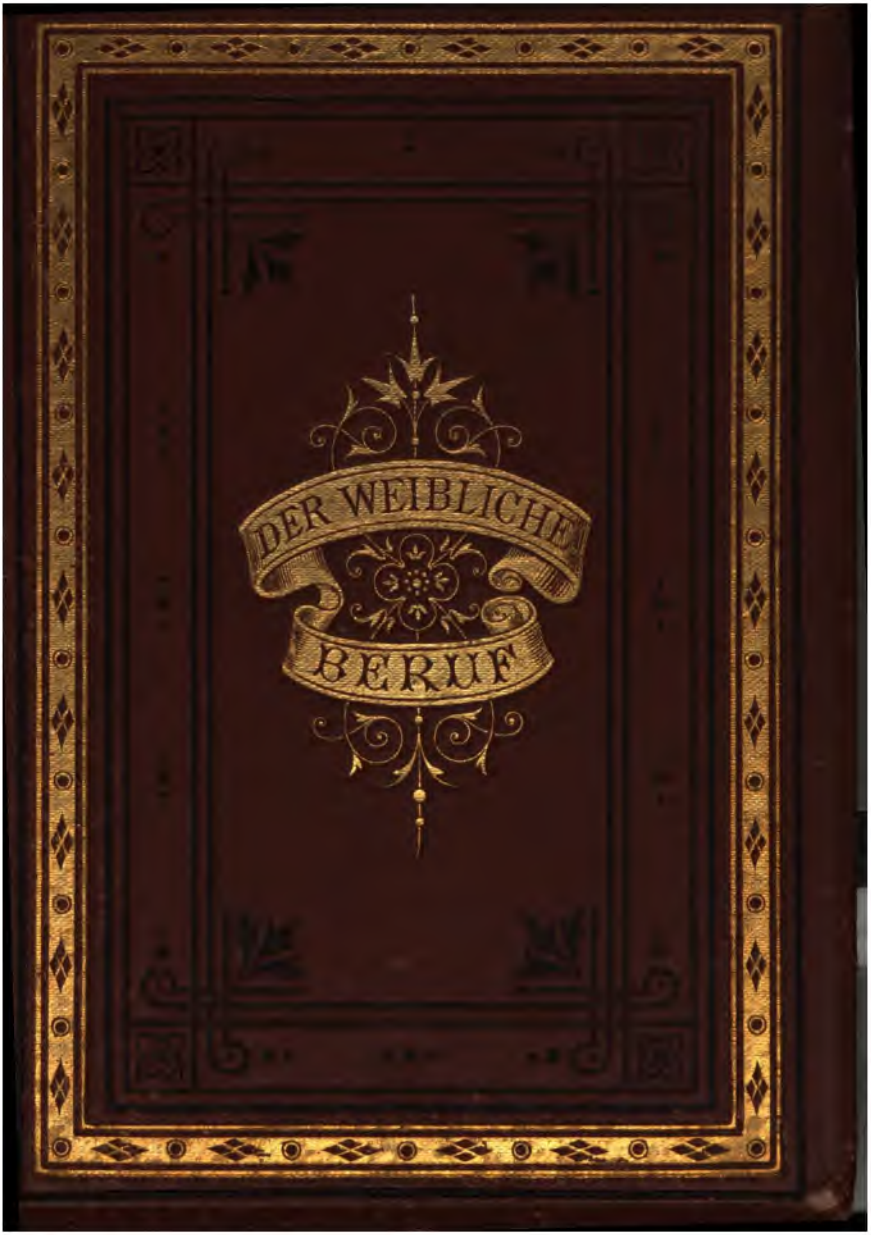
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


DER WEIBLICHE
BERUF

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Der weibliche Beruf.

Gedanken einer Frau.

Frei nach dem Engliſchen

von

Anna von Wächter.

Mit einem Vorwort

von

Ottilie Wildermuth.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1861.

HQ 1154
W35

„Wer Gutes denkt, mag Gutes thun,
Des Himmels Segen wird d'rauf ruh'n —
Nie ward was Gutes je vollbracht,
Das nicht von Anfang gut erdacht."

Ein neuer Beitrag zu den zahllosen Werken, Worten und Reden an Frauen, von Frauen, über Frauen! mit denen seit Kampes väterlichem Rath an seine Tochter, Niemeyers Rath an Helene, Rosaliens Vermächtniß, Herfiliens Lebensmorgen, bis auf die neuesten Tage, die deutsche Frauen- und Jungfrauenwelt beschenkt, um nicht zu sagen überschwemmt worden ist.

Und dennoch habe ich gerne und freiwillig die Pathenstelle bei diesem Büchlein übernommen, überzeugt, daß, was gut und wahr ist, nicht zu oft gesagt werden kann, gewiß, daß, so wie ich die frischen, gesunden Gedanken dieses Buches im Original mit

Vergnügen geleſen, ſo noch viele Frauen, denen gerade das Original nicht zu Gebot ſteht, Anregung für ihre eignen Gedanken, Beſtätigung ihrer eignen Erfahrungen oder einen Leitfaden für ihre Zukunft darin finden werden.

Daß uns Frauen ſo viel gepredigt wird, daß wir uns ſo gerne predigen laſſen, beweist keineswegs, daß wir es mehr nöthig haben als die Männer, ſondern nur, daß wir demüthige, lernbegierige Geſchöpfe ſind, ſtets bemüht uns zu erziehen und weiter zu bilden, während die Herrn der Schöpfung ſich, wenn nicht für vollkommen, ſo doch für „gerade recht" halten, oder wo dies nicht der Fall iſt, doch alles, was ihnen etwa geſagt werden könnte, bereits vortrefflich wiſſen.

Die meiſten der Bücher für Frauen und an Frauen, die ich kenne, wenden ſich vorzugsweiſe an den Stand der Gattin und Mutter oder beziehen ſich auf die Vorbereitung dazu; das ſcheint mir weniger nöthig, die Ehefrau und Mutter empfängt Zurechtweiſung und Erziehung genug, wenn ſie ſie nur benützen will. Dieſe „Gedanken" hier beziehen ſich mehr auf den Stand der Einſamen, der Alleinſtehenden, und ſie faſſen friſch und freudig eine Lebensaufgabe in's Auge, die man zu häufig nur im farbloſen Dämmerlichte der Reſignation erblickt. So können ſie ſowohl freundliche Gefährten der Einſamen werden, als auch treue, verſtändige Führer für die Jungfrau, die der gewöhnlichen Beſtimmung ihres Geſchlechts entgegen geht, auch die Gattin,

die Mutter von Töchtern wird gewiß noch manchen beherzigenswerthen Wink darin finden.

So entlasse ich mein Pathchen mit den besten Wünschen in der Zuversicht, daß ein gutes Wort auch eine gute Statt finden muß.

Tübingen. Im Sommer 1861.

Ottilie Wildermuth.

Vorrede des Originals.

Dieſe „Gedanken“ ſind, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, nur Gedanken. Sie machen durchaus nicht den Anſpruch, irgend welche Räthſel zu löſen, irgend welche Geſetze vorzuſchreiben, oder mit Hülfe der Erfahrung eines einzigen Lebens und in dem beſchränkten Raume eines einzigen Bandes irgend eine jener großen Fragen zu entſcheiden, welche vergangene Generationen umſonſt zu ergründen beſtrebt waren, und an denen künftige Generationen ſich wahrſcheinlich ebenſo vergebens verſuchen werden. Sie vertreten nicht die Anſicht einer beſtimmten Partei — ſie ſollen nicht einmal originell ſein, was bei der Behandlung eines Gegenſtandes wie der vorliegende entweder gefährlich oder unmöglich wäre.

In dieſem Buche werden daher viele Frauen einfach nur den Ausdruck deſſen finden, was ſie ſelbſt bewußt oder unbewußt oftmals gedacht und empfunden haben — um ſo tiefer vielleicht, weil ſie der Sache niemals Worte geliehen. Die, welche am

meisten thun, sprechen häufig am wenigsten, ja, zuweilen denken sie sogar nicht viel; allein Alle, mögen sie denken, sprechen oder handeln, werden, wenn sie ernstlich wollen, ihre Aufgabe zuletzt erfüllen: die Gedanken finden ihren Ausdruck in Worten, und Gedanken und Worte führen zuletzt zur That. So wirken alle drei harmonisch zusammen; denn

„Nie ward was Gutes je vollbracht,
Das nicht von Anfang gut erdacht."

Das Motto, welches ich gewählt, spricht den Endzweck meines Buches aus und ist zugleich die Einleitung zu demselben. Könnte ich mir nicht sagen, daß ich es mit redlichem Willen, treuer Sorgfalt, strenger, ja ängstlicher Gewissenhaftigkeit und mit einem klaren Verständniß alles dessen, was es wirken oder nicht wirken mag, entworfen und vollendet habe, und dürfte ich nicht glauben, daß es in gewissem Sinne ein gutes Buch ist und manchen Segen stiften kann, so würde ich es niemals geschrieben oder veröffentlicht haben. Wie viel oder wie wenig Gutes es wirken mag — ich weiß es nicht, und es kömmt mir nicht zu, es zu entscheiden oder Betrachtungen darüber anzustellen.

Ich hoffe, es ebenso anspruchslos als gewissenhaft geschrieben zu haben, und so übergebe ich es denn der Oeffentlichkeit.

Etwas zu thun.

Ich ſchicke voraus, daß dieſe Gedanken zunächſt nicht verheirathete Frauen betreffen, welche in der Regel genug zu denken haben, für ſich ſelbſt und für ihre Angehörigen. Ihr Loos iſt ihnen gefallen, ſei es ein gutes oder ſchlimmes; ſie haben in höherem oder geringerem Grade die natürliche Beſtimmung unſeres Geſchlechtes erfüllt. Sie müſſen die Freuden, die Sorgen und Verantwortlichkeiten deſſelben herausfinden, und allem die beſte Seite abgewinnen. Es iſt jene überzählige Klaſſe der Alleinſtehenden, der Unverheiratheten, welche, wie man behauptet, an Zahl mit jedem Jahre zunehmen, deren Lage immer mehr zu denken gibt.

Auf erſter Stufe erblicken wir ſie im Vollbeſitze der Jugend, Blüthe und Geſundheit, welche ihnen jenen zeit-

weiligen Einfluß auf das andere Geſchlecht einräumt, der in einem bleibenden endigen kann, endigen ſoll. Auf zweiter Stufe ſehen wir, wie dieſe Herrſchaft zu Ende geht, die Ausſicht auf Verheirathung ſich vermindert, oder völlig ſchwindet — vielleicht auch freiwillig aufgegeben wird — und die Jungfrau in das ſich findet, was wir aus Ehrfurcht für Großvater Adam und Großmutter Eva einen unnatürlichen Zuſtand nennen müſſen.

Ob dieſe unnatürliche Ueberzahl unverheiratheter Frauen allein die Folge der Ueberbildung, der geſteigerten Bedürfniſſe unſerer Zeit iſt — dieß iſt eine zu weit führende Frage, als daß wir ſie hier eingehend erörtern könnten. Wir haben es nur mit Thatſachen zu thun, mit einem gewiſſen, anerkannten Stand der Dinge, welcher, wenn auch nicht der Heilung, doch gewiß der Beſſerung fähig iſt.

Dieſe Thatſachen zugegeben, deren Erklärung wir — wenn es überhaupt eine ſolche gibt — klügeren Leuten überlaſſen, ſcheint es mir räthlich oder wenigſtens zuläſſig, daß jede Frau, welche viel über die Sache nachgedacht hat, das Ergebniß ihrer eigenen Beobachtung und

Erfahrung ohne Scheu in Worten oder noch beſſer in Thaten ausſprechen ſollte. Und indem ich mich in der Mittelklaſſe, dem Grundpfeiler der menſchlichen Geſellſchaft, umſehe, ſcheint es mir, daß die Wurzel des Uebels in dem Mangel an gehöriger Beſchäftigung liegt.

Hiebei habe ich, wie überhaupt in dieſem ganzen Kapitel, nicht Diejenigen im Auge, welche durch Glück oder Unglück — und iſt es nicht oftmals das erſtere? — gezwungen ſind, ihr Brod zu verdienen, ſondern „junge Damen," welche niemals gelernt haben, irgend etwas zu thun. Fritz, Carl und Max, ihren Brüdern, iſt es von ihren Schultagen an eingeſchärft worden, daß ſie etwas thun, etwas werden müſſen. Die Schreibſtube, der Ladentiſch oder der Lehrſtuhl ſtellen ihnen eine ſichere Zukunft in Ausſicht, welche den Mittelpunkt all' ihres Strebens und Wirkens bildet. Sie haben die Beſtimmung des menſchlichen Lebens verſtanden: Beſchäftigung. Wenn hier irgend ein angeborner Fehler in dem Charakter des Mannes, ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, hemmend einwirkt — welch' ein armſeliges Geſchöpf wird dann aus ihm, welch' ein tändeln-

des, träumeriſches, träges, übellauniges Weſen! Und weshalb? „Armer Junge, weil er nichts zu thun hat!“

Und doch iſt dieſes Nichts zu thun haben das Loos der Frauen für den dritten Theil, die Hälfte, oft die ganze Dauer ihres Lebens. Daß die Vorſehung es ſo angeordnet — die Männer zum Arbeiten, die Frauen zum Nichtsthun geſchaffen habe, das iſt eine Lehre, welche Wenige kühn genug ſein werden, aufzuſtellen. Stillſchweigend thun ſie es, indem ſie uns von lieblicher Nutzloſigkeit, reizender Oberflächlichkeit, ſüßer Hülfloſigkeit predigen — wie alle jene artigen Ungezogenheiten und poetiſchen Erniedrigungen heißen, denen die Thörichten, Trägen und Selbſtſüchtigen unſeres Geſchlechts geneigt ſind, ein williges Ohr zu leihen, welche jedoch jede Frau von geſundem Verſtand und Herzen zurückweiſen muß, als nicht nur ihrer weiblichen Würde, ſondern ihrem Schöpfer Hohn ſprechend.

Ebenſo gottesläſterlich und vielleicht noch ſchädlicher iſt der Ruf nach „Gleichberechtigung der Geſchlechter“, der unſinnige Verſuch, die Frauen, von welchen ſo Viele ihre eigenen Pflichten entweder nicht kennen oder denſelben

nicht zu genügen vermögen, in die Stellungen und Pflichten der Männer zu drängen. Ein schöner Zustand würde daraus entstehen! Wer, der je nur zwei Stunden dem confusen Geschwätz der Sitzung eines Frauencomités zugehört hat, würde hingehen und seine Stimme für eine weibliche Volksvertretung abgeben? oder wer wollte nach dem Empfang eines Geschäftsbriefes von Damenhand — ich spreche im Allgemeinen — hinfort noch wünschen, unsere Gerichtshöfe mit matronenhaften Rechtsgelehrten besetzt, und unsere Collegiensäle mit goldlockigen weiblichen Candidaten gefüllt zu sehen?

Nun das Feld der Finanzen in seinen verschiedenen Zweigen — wenn Sie bedenken, welche endlose Schwierigkeiten zu überwinden sind, um Frau Müller's Haushaltungsbuch abzuschließen, oder Fräulein Müller's Monatsgehalt zu ordnen, so werden Sie, mein lieber Vater Müller, wohl nicht mehr befürchten, der laute Ruf nach den „Rechten der Frauen" könnte Sie von Ihrem Platze in der Schreibstube, im Collegium oder sonst irgendwo verdrängen.

Nein, Gleichberechtigung der Geschlechter liegt nicht

in der Natur der Dinge. Mann und Frau sind für einander, aber nicht einander gleich geschaffen. Ein einziges „Recht" dürfen wir in Gemeinschaft mit dem Manne aufstellen — und dessen Erlangung liegt eben so wohl in unsern, als in seinen Händen — das Recht, etwas zu thun zu haben.

Daß beide Geschlechter zum Arbeiten bestimmt sind, das eine „im Schweiß seines Angesichts", das andere „mit Schmerzen Kinder zu gebären" — und aufzuziehen — kann, denke ich, nicht in Frage gestellt werden. Und auch wenn das Weib durch die jetzige Gestaltung der Gesellschaft, durch ein selbstgewähltes oder aufgedrungenes Geschick diese erste, höchste und in früheren Zeiten fast allgemeine Bestimmung nicht erfüllen kann, so ist sie in keiner Weise der geistigen und physischen Nothwendigkeit enthoben, sich Beschäftigung irgend anderer Art zu suchen.

Allein wie wenige Eltern bedenken dieß! Fritz, Carl und Max verlassen die Schule und treten in's Leben ein; „die Mädchen" vollenden gleichfalls ihre Erziehung, kommen nach Hause und bleiben zu Hause. Das genügt. Niemand hält es für nöthig, weitere Sorgen an sie zu

verſchwenden. Die hübſchen Kleinen! ein lieblicher Kranz, um Papa's Wohnzimmer damit auszuſchmücken! Es iſt ſeine Freude, ihnen alles zu geben, was ſie ſich nur wünſchen können — hübſche Kleider, Unterhaltungen, Geſellſchaften; er und Mama nehmen ihnen jede häusliche Sorge ab; ſie haben Zeit im Ueberfluß, und nichts, um dieſelbe auszufüllen; genug Geld, und keine oder wenig Gelegenheit, einen nützlichen Gebrauch davon zu machen; Vergnügen ohne Ende, aber nicht einen beſtimmten Gegenſtand des Intereſſes oder der Beſchäftigung; Schmeichelei und ſchöne Worte genug, aber keine geſunde Nahrung irgend welcher Art für Geiſt oder Herz — wenn ſie vielleicht zufällig das eine oder das andere beſitzen — und dieß zu einer Zeit, in welcher doch gerade Geiſt und Herz die größte Leere empfinden und mit Ungeſtüm dieſelbe auszufüllen verlangen. Sie haben buchſtäblich gar nichts zu thun, ausgenommen — ſich zu verlieben, was ſie denn auch, die Meiſten wenigſtens, ſo ſchnell als möglich thun.

„Viele glauben, ſie ſeien verliebt, während ſie in Wahrheit nur müßig ſind" — den Beweis für die Wahrheit dieſer Worte eines weiſen Mannes hat manches ver-

fehlte Leben, beſonders Mädchenleben, geliefert. Dieſes „Verliebtſein“ iſt gewöhnlich nur eine Täuſchung der Phantaſie, weit entfernt von dem wahren Weſen der Liebe, und der Gegenſtand in der Regel unwürdig oder unerreichbar. Papa iſt böſe, Mama beleidigt und ungehalten; es iſt eine „dumme Geſchichte“ und führt zu nichts, am wenigſten zu einer Heirath. Die einzige Folge iſt — was?

Eine lange, traurige Leidenszeit, wirklich oder eingebildet, und nicht weniger wirklich, weil eingebildet; Gefühle des Zorns, der Kränkung; ein unmächtiger Kampf — gegen ungerechte Eltern, wie das Mädchen glaubt, oder wenn ſie ſich zum Romantiſchen neigt, gegen ein grauſames Geſchick. Nach und nach verliert ſich dieſe Stimmung; ſie lernt die Liebe als eine Thorheit anſehen, und das Ziel all' ihrer Hoffnungen und Plane wird — der Eheſtand! Die Ehe in der Abſtraction; nicht ein beſtimmter Mann, ſondern überhaupt ein Mann — irgend Jemand, der ſie aus der Farbloſigkeit ihres Lebens herausreiße und ihr einen Lebenszweck gäbe, um die trübſelige Leere auszufüllen, in welcher ihre Tage ſich nach und nach zu verlieren drohen.

Ist nun die große Frage entschieden, und hat das arme Mädchen vergebens gehofft und gewartet, so ist sie auf der dritten Stufe ihres Jugendlebens angelangt; sie vertändelt oder verträumt ihr Dasein, erträgt es murrend, oder durchbricht in ihrer Verblendung alle Schranken; ist selbst unglücklich und macht ihre Familie unglücklich, während sie vielleicht sich all' dessen schmerzlich bewußt ist, allein die wahre Wurzel der Bitterkeit ihres Herzens nicht zu finden vermag, indem sie nicht weiß, was ihr fehlt, etwas jedoch fortwährend peinlich vermißt. Was ist dieses Etwas?

Ach, bei den Knaben nur hatte man bedacht, daß „der Teufel flink ist, böses Werk für müßige Hände zu finden" — nie war es den Eltern in den Sinn gekommen, daß diese Worte sich auch auf die zarten Mädchen beziehen könnten.

Und so sind nun alle ihre Bemühungen dahin gerichtet, den alten Feind, die Zeit, umzubringen. Sie stechen ihn zu Tode mit Häkchen und Sticknadeln; machen ihn taub durch Klavier- und Harfenspiel — nicht durch Musik; zerstückeln ihn mit dem Empfang müßiger Be-

ſucher und Beſucherinnen des Vormittags, und tragen des Nachmittags den Reſt in Zehn-Minuten-Päckchen in jedmögliches „Freundes"-Haus, deſſen ſie ſich erinnern können. Endlich tanzen ſie ihn zu Tode zu den unnatürlichſten Stunden, und dann, ſich über die herrliche Ausrede freuend, lullen ſie ihn für ein Drittel des folgenden Tages in Schlaf. So ſtirbt er eines langſamen, harmloſen, vollkommen natürlichen Todes, und ſie erwachen nicht zum Bewußtſein ihres Mordes, bis an den Grenzen dieſer oder von den unbekannten Ufern jener Welt die Frage ihnen entgegen tönt: „Was habt Ihr mit Eurer Zeit gemacht?" — Zeit, dieſe einzige irdiſche Gabe, welche allen lebendigen Weſen gleichmäßig zugetheilt und deren Verluſt gänzlich unerſetzlich iſt.

Allein dieſe große Sünde, dieſer unwiederbringliche Verluſt entſpringt in vielen Fällen aus reiner Unwiſſenheit. Die Männer lernen es als eine Geſchäftsſache, den Werth der Zeit zu erkennen, ſie einzutheilen und zu benützen — die Frauen ſelten oder nie; die wenigſten derſelben haben eine klare Vorſtellung von ihrem Werthe. Sie würden eine Schneiderin verlachen, welche die Hälfte

des zu einem Kleide bestimmten Zeuges zu Besatz zerschneiden und mit dem Reste doch noch reichen wollte. Daß jedoch dieselben Proportionsgesetze sich auch auf die Zeit und ihre Eintheilung anwenden lassen; daß man nicht einen ganzen Vormittag vertändeln und dann in den Nachmittag die Arbeit des ganzen Tages hineinzwängen kann; daß eine einzige unbenützte Minute zu einer Schuld, einem Diebstahl wird (und glücklich in der That, wenn wir allein nur unter der Versäumniß zu leiden haben) — das sind Thatsachen, deren Erkenntniß der weiblichen Einbildungskraft meist ferne liegt.

Es ist nicht ihre Schuld; sie waren „nie an die Arbeit gewöhnt". Sie hören, daß für die Männer „Zeit Geld ist"; allein es kömmt ihnen nie in den Sinn, daß dieselbe, ihnen eben so gut wie den Männern verliehene Gabe für sie nicht Geld vielleicht, aber Leben ist — Leben in des Wortes höchster Bedeutung und edelster Anwendung — Leben, jedem einzelnen Wesen gegeben, ohne Beziehung zu irgend einem andern, und für welches Jedes von uns, verheirathet oder unverheirathet, Mann oder Frau, ganz gewiß vor Gott verantwortlich ist.

Eure Zeit, meine jungen Freundinnen von ſiebzehn Jahren und darüber, und die Anwendung derſelben, iſt ebenſo nöthig und wichtig für Euch, als für Eure Väter und Brüder. Ihr ſeid ebenſowohl Rechenſchaft darüber ſchuldig, als ſie es ſind. Wenn Ihr ſie vergeudet, vergeudet Ihr nicht allein irdiſches Gut, ſondern Eure Seelen ſelbſt — nicht Dasjenige, was Euer, ſondern was Eures Schöpfers iſt.

Ja, da liegt der Kern der Sache. Von der Stunde an, da Adam und Eva in dem Garten Eden wohnen durften, „nicht", wie ich einſt einen verſtändigen Prediger bemerken hörte, „um unthätig in demſelben zu ſein, ſondern um ihn zu bebauen und zu erhalten" — von jener Stunde an hat der Vater aller Menſchen nicht einen Mann und nicht eine Frau das Licht dieſer Welt erblicken laſſen, ohne einem Jeden eine Arbeit in derſelben anzuweiſen, irgend ein ſichtbares, handgreifliches Werk, welches zurückbleibt, wenn ſie ſterben.

Junge Damen, die Frage iſt eines ernſten Nachdenkens werth — was würden die meiſten von Euch zurücklaſſen, wenn Ihr mit achtzehn, zwanzig oder dreißig

Jahren von dieſer Welt abgerufen würdet? viele Stickereien ohne Zweifel; verſchiedene hübſche, freundliche, unleſerliche Briefe; eine mäßige Zahl guter Thaten und eine ganze Ladung guter Vorſätze. Sonſt nichts — ausgenommen Euren Namen auf einem Grabſtein, oder für einige weitere Jahre einen Platz in der Erinnerung von Verwandten und Freunden. „Armes Kind! — was für ein liebliches, munteres Mädchen ſie war!“ Für das Wohl Eurer Mitmenſchen jedoch wäre es ganz gleichgiltig geweſen, ob Ihr gelebt hättet oder nicht.

Aber — „was ſoll ich mit meinem Leben anfangen?“ fragte mich einſt eine Jungfrau aus der Zahl derer, welche anfangen zu begreifen, daß Jedes, ob verheirathet oder nicht, die Pflicht habe, ſein Daſein im Dienſte der Menſchheit zu gebrauchen oder zu verlieren. „Was ſoll ich thun?“

Der Unterſchied zwiſchen dem Beruf des Mannes und demjenigen der Frau ſcheint einfach darin zu beſtehen: jener liegt außerhalb, dieſer innerhalb des Hauſes; der eine iſt mehr aktiver, der andere mehr paſſiver Natur. Der Mann muß hinaus in die Welt und ſich ſeinen

Weg ſuchen, die Frau hat ihn in der Regel zu ihren Füßen liegen. Doch iſt einer ſo deutlich, ſo ehrenhaft, ſo ſchwer wie der andere; und wie ſehr auch die Sitte das Gegentheil predigen mag — wenn das Leben ein würdiges oder ein glückliches ſein ſoll, ſo muß jeder entſchloſſen und furchtlos betreten werden. Aber — wie?

Eine beſtimmte Antwort auf dieſe Frage iſt einfach unmöglich. Charakter, Geſchmack, Fähigkeiten und Verhältniſſe ſind viel zu verſchieden, als daß es nicht albern wäre, einen beſtimmten Beſchäftigungsplan für nur ſechs Frauen unſerer Bekanntſchaft entwerfen zu wollen. Wenigen iſt jedoch ſo große Wahl gelaſſen, ein ſo weites Feld der Pflichten eingeräumt, daß ſie ſehr lange ungewiß ſein könnten, was ſie zu thun haben. In der Regel — und dieß iſt der beſte und ſicherſte Führer — wird die Frau ihre Arbeit ſehr nahe bei der Hand liegend finden: Vater oder Mutter zu pflegen; irgend ein Kind zu unterrichten; einen ungeordneten Haushalt mit ruhiger, ſicherer Hand zu ordnen; aus flüchtigen Liebhabereien ein regelmäßiges Studium zu machen. Und wäre dieſes alles unnöthig oder unerreichbar, ſo möge ſie ihre

Dienſte aus der Heimath auf die Außenwelt erſtrecken, welche vielleicht zu keiner Zeit der Hülfe von uns Frauen ſo ſehr bedurft hat wie gegenwärtig. Und kaum eine Wohlthat oder Pflicht in der Welt kann vollſtändiger ausgeführt werden, als durch eine kluge, ſanfte Frauenhand.

Hier fällt mir eine andere jener ſchlichten Regeln ein, welche die einzig mögliche Richtſchnur in dieſer Sache ſind — „was Deine Hand zu thun findet, das thue mit ganzer Macht“. Frage nicht, philoſophire nicht darüber — ſondern thue es. Ganz und vollſtändig, nicht zufrieden mit weniger als Vollkommenheit. Sei es noch ſo groß oder ſo klein, von der Gründung einer Dorfſchule an bis zur Vollendung einer Stickerei — thue es „mit ganzer Macht“ und lege es nicht bei Seite, bis es gethan iſt.

Ein jeder Tagesbericht ſollte etwas Geſchehenes in ſeiner Wagſchale zurücklaſſen; etwas neben bloßem Vergnügen — für uns oder Andere, obgleich beides gut und ſüß in ſeiner Art iſt. Das Vergnügen möge den Schaum des Lebens bilden, die Grundlage aber ſei ernſte Arbeit,

tägliche, regelmäßige, gewiſſenhafte Arbeit, in ihrem Weſen und Erfolg ſo klar und deutlich, als irgend ein „Geſchäft“ des Mannes. Wenn Reichthum oder Ehrgeiz die Triebfeder ſeines Handelns ſind, ſollten nicht Pflicht und Liebe, Liebe zu unſern Mitgeſchöpfen oder, mehr noch, Liebe zu Gott, die unſern ſein?

„Arbeit iſt Gottesdienſt“ ſagt das Sprüchwort; ebenſo ſagen wir: Arbeit iſt Freude. Nur müſſen wir dabei von dem traurigen, farbloſen Daſein jener Frauen, alten und jungen, welche nichts zu thun haben, uns zu Denjenigen ihrer Schweſtern wenden, welche immer geſchäftig ſind, etwas zu thun; welche, das allgemeine Geſetz glaubend und annehmend, daß Vergnügen nur die Zugabe im Leben, Arbeit aber deſſen natürliche und heiligſte Nothwendigkeit iſt, ſich die feſte Aufgabe geſtellt haben, die ihrige herauszufinden und zu vollbringen.

Das ſind Diejenigen, von welchen in der Welt im weitern Sinn nicht viel geſprochen wird. Ich rechne zu ihnen nicht Jene, deren Thun die Folge eines unwiderſtehlichen Dranges iſt und zu einem wirklichen Berufe wird, als: Schriftſtellerinnen, Künſtlerinnen u. ſ. w. Ich

meine jene Frauen, welche ein thätiges, nützliches, arbeitsames Leben führen, ein Leben vollendet in sich, und welche deßhalb ihren Freunden nicht halb so viele Sorge und Mühe machen, als es die müßigen und thörichten Jungfrauen thun — nein, nicht einmal in Sachen der Liebe. Wenn die Liebe zufällig (oder vielmehr von der Vorsehung gesandt) sich ihnen naht, und wenn sie glücklich ist, um so besser! sie werden keine schlimmeren Frauen sein, weil sie sich als Mädchen mit Etwas beschäftigt haben.

Aber die „zärtliche Leidenschaft" ist ihnen nicht die eine große Nothwendigkeit, die sie für ein plan- und zweckloses Leben ist; sie wissen nichts von der Hast und Eile, unter die Haube zu kommen — ihre Zeit ist vollkommen ausgefüllt; und wenn sie sich auch nie verheirathen, so gibt ihnen dennoch die gewohnte Fähigkeit, sich nützlich zu machen, in ihren eigenen und in den Augen Anderer jenen ausgesprochenen Werth, jene feste Stellung in der Gesellschaft, welche für immer verhindern werden, daß sie, wie die meisten alten Jungfern, in dem Strome

der neuen Generation untergehen, gleichwie todte Maifliegen den Fluß hinabgetrieben werden.

Sie haben ſich ſelbſt einen Platz in der Welt errungen, in der unfreundlichen, praktiſchen, doch nicht übelwollenden Welt, wo Alle, früher oder ſpäter, ihre richtige Beurtheilung finden, und wo das einſt vergnügungsluſtige junge Mädchen, nun zu einer hülfloſen alten Jungfer geworden, ebenſowenig erwarten kann, ihre vormalige Stellung noch einzunehmen, als ein welkes Herbſtblatt an einem grünen Zweige flattern kann. Eine alte Jungfer jedoch, welche ſich durch ihr unermüdetes Arbeiten um eben dieſe Welt verdient gemacht und ſich ihre Stellung in derſelben erworben hat, behält dieſelbe bis zuletzt.

Und keine ſchlimme oder freudloſe Stellung iſt es, oft höher und ehrenvoller, als diejenige einer Mutter von zehn Söhnen. Wir dürfen uns nur umſehen in Familien, wo „Tantchen“ Spielkamerad, Schiedsrichter, Pflegerin, Tröſterin und Beratherin iſt; in Geſellſchaft, wo „dieſes liebenswürdige Fräulein So und So“ nicht fehlen darf und, obgleich weder geiſtreich, noch hübſch, noch jung,

niemals überſehen werden kann; bei Ausführung barmherziger Werke, wo ſie „ſo praktiſch ſich erweist, immer gerade das Rechte weiß, was gethan werden ſollte und wie es zu thun ſei“ — oder endlich in ihrer eigenen Heimath, einſam allerdings, wie die Heimath jeder alleinſtehenden Frau es ſein muß, doch weder düſter noch unglücklich, und die Quelle des Glückes und der Heiterkeit für manche andere Heimath.

Sie hat ſich nicht verheirathet. Nächſt dem Himmel hat ſie ſich ihre Heimath, ihr Leben, ihr Loos ſelbſt bereitet. Bitter oder ſüß mögen ihre Erlebniſſe geweſen ſein — es iſt nicht unſere Sache, es zu unterſuchen, allein wir können täglich den Erfolg ſehen. Wie weit oder wie enge ihr Wirkungskreis ſein mag, ſie hat ihre Kraft ausgeübt bis zum Aeußerſten, und zum Guten. Mögen ihre Talente groß oder klein geweſen ſein, ſie hat nicht eines derſelben vergraben. Wie auch der Lauf ihres Daſeins geweſen und welche Verhältniſſe er ihr auch gebracht habe, ſie hat vorſätzlich keinen Theil deſſelben verſchwendet, kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag.

Mag die Welt viel oder wenig von einem ſol-

chen Frauenleben erfahren, immer bleibt es ein ſchönes Bild, deſſen Geſchichte wir auf ihrem ruhigen Antlitz, in ihrem ſichern, heitern Weſen und lebendigen Intereſſe für alle Dinge und für alle Menſchen leſen können. Wir werden ſelten finden, daß ſie viel über ſich ſelbſt nachdenkt; ſie hat dazu nie Zeit gehabt. Und dieſes ihres Lebens, welches ſie aus ſeiner Fülle gelehrt hat, daß, je mehr man thut, deſto mehr man zu thun findet, wird ſie ſich nie als eines außergewöhnlichen rühmen, weder gegen Menſchen, noch gegen Gott. Sie weiß, daß ſie im Grunde einfach gethan hat, was die Pflicht ihr geboten. Und wenn die Stelle, die ſie auf Erden eingenommen, leer geworden, wird man gewiß hier und dort von ihr ſagen — „Sie hat gethan, was ſie konnte".

Selbſtſtändigkeit.

„Willſt Du eine Sache gethan haben, ſo gehe ſelbſt, willſt Du ſie nicht gethan haben, ſo ſchick' einen Andern".

Dieſe alte Grundregel wird in ihrer ganzen Bedeutung wohl von den meiſten Männern, keineswegs aber von uns Frauen gehörig anerkannt. Eines der letzten Dinge, welche wir lernen, und oft erſt in Zeiten gänzlicher Hülfloſigkeit, oder nachdem wir Schwierigkeiten, Demüthigungen und Leiden aller Art durchgemacht, iſt Selbſtſtändigkeit — Selbſtſtändigkeit, welche den Knaben in der Schule ſchon gelehrt wird.

Das Gegentheil hat man uns mit oder ohne Worte unſer ganzes Leben lang gepredigt. „Eine ſelbſtſtändige junge Dame" — „eine Frau, die für ſich ſelbſt ſorgen kann" — und dergleichen Redensarten werden ſtillſchweigend als gleichbedeutend mit einem unpaſſenden, unweiblichen Benehmen angenommen, faſt gleichbedeutend mit Damen, die Cigarren rauchen und Bloomerkoſtüme tragen.

Und es gibt manche gute, in der weiblichen Natur tiefgewurzelte Gründe, welche diese Annahme rechtfertigen. Wir sind der schwächere Theil — die meisten von uns fühlen dieß, sie mögen es gestehen oder nicht, und wir lassen uns von Herzen gern all die Ehre und Rücksicht gefallen, die uns deshalb von dem stärkern Geschlechte erwiesen wird.

Abhängigkeit an sich ist eine leichte und oft angenehme Sache, Abhängigkeit von einem Wesen, welches wir lieben, vielleicht das süßeste Gefühl der Welt. Sich vollständig und vertrauensvoll den Händen eines Anderen zu überlassen; nicht länger nöthig zu haben, seine Rechte, seine Persönlichkeit geltend zu machen, weil man weiß, daß beide jenem andern eben so theuer sind, als sie es je uns selbst gewesen; aufzuhören, überhaupt an sich zu denken; sich sicher und geborgen zu fühlen im Bewußtsein, daß wir in großen wie in kleinen Dingen beschützt und geleitet werden und auf liebevolle Hülfe rechnen dürfen — mit Einem Worte: „daß für uns gesorgt werde" — wie herrlich ist ein solcher Zustand! So herr-

lich, daß er sehr Wenigen nur beschieden scheint, und noch seltener von Dauer ist.

Wäre er unser gewöhnliches Loos, hätte jedes weibliche Wesen immer entweder Vater, Bruder oder Gatten zu Schutz und Schirm, dann wäre es in der That nicht nöthig, der herben, aber wohlthätigen Lehre von der Selbstständigkeit zu erwähnen. Allein es ist nicht so. Trotz aller Dichter-Ideale und althergebrachter Erziehungsregeln wird Niemand, der den gewöhnlichsten gesunden Menschenverstand und einige Erfahrung besitzt, die Thatsache bestreiten, daß in unsern Tagen die Hälfte unserer Frauen gezwungen ist, für sich selbst zu sorgen, darauf angewiesen, sich selbst allein Stellung, Beschäftigung, Anerkennung, Lebensunterhalt und Lebensfreude zu verdanken.

Ich habe hier natürlich jene Klasse im Auge, auf welche sich diese „Gedanken" überhaupt zumeist beziehen — die Klasse der Unverheiratheten, welche, während ihnen am meisten Selbstständigkeit Noth thut, sie in der Regel am wenigsten gelernt haben, ja, oft nicht lernen durften. Von der Kinderstube an wurde ihnen zu verstehen gegeben,

daß Hülfloſigkeit weiblich und ſchön ſei, Hülfeleiſtung dagegen — ausgenommen in beſtimmten herkömmlichen Fällen — unweiblich und häßlich. Die Knaben können tauſend Dinge thun, welche ſich „für kleine Mädchen nicht ſchicken".

Eben darin liegt meines Erachtens der größte Irrthum in der weiblichen Erziehung, daß nicht, was recht, ſondern was ſchicklich iſt, zum Geſetz ihres Daſeins erhoben wird; ein gewiſſer angenommener Begriff von Weiblichkeit, welcher von gewiſſen vortrefflichen Urgroßmüttern ſich herſchreibt und für manche ihrer Nachkommen ausgezeichnet gut paßt, die Thatſache jedoch vollſtändig bei Seite läßt, daß jedes Geſchlecht aus einzelnen Geſchöpfen beſteht, welche in Weſen und Charakter oft ebenſo verſchieden von einander, als von dem andern Geſchlechte ſind. Denn finden wir nicht fortwährend weibiſche Männer und männliche Frauen, und ſind nicht oft diejenigen Charaktere die ſchönſten, welche die Eigenſchaften beider Geſchlechter in ſich vereinigen? Es muß demnach ein Recht geben, das für Männer und Frauen giltig iſt und doch höher ſteht als beide, das uns ſagt,

was unter allen Umſtänden nöthig und gut iſt; und Selbſtſtändigkeit gehört unter die erſten Regeln dieſes Geſetzes.

Jede von uns Frauen hat, ſo gut wie die Männer, ein für ſich beſtehendes Daſein. In den wichtigſten Fällen unſeres Lebens haben wir gewiß die Freiheit ſelbſtſtändigen Handelns, und immer ſind wir, im höchſten Sinne, allein nur unſerer Seele und deren Schöpfer verantwortlich. Iſt es natürlich, iſt es nur recht, daß man von uns erwartet — und daß wir dazu nur zu gerne bereit ſind, weil es ſo bequem iſt — dieſe Verantwortlichkeit auf ein anderes Weſen zu übertragen — auf einen einzelnen Menſchen oder auf das, was wir Geſellſchaft nennen? Sollten wir uns von dieſer Geſellſchaft vorſchreiben laſſen, was ſich etwa für uns gezieme zu thun, und was nicht? Und wenn das, was Andere für uns thun ſollen, nun nicht gethan wird, oder vielleicht Niemand da iſt, es zu thun, ſoll es dann etwa ganz unterbleiben? Leider iſt dieß nur zu oft der Fall, es mag nun ſo gut ſein oder nicht.

Die Erfahrung eines Jeden wird Dutzende von

Fällen aufweisen können, in welchen sich arme Frauen plötzlich den stürmischen Wogen des Lebens preisgegeben sehen — Wittwen mit Kindern, verwaiste Mädchen, verarmte Fräuleins — welche sich hülflos an jeden männlichen Verwandten oder Freund hängen, den sie finden können, von Jahr zu Jahr tiefer in Armuth oder Schulden versinken, das bittere Gnadenbrod essen, oder einen edlen Stolz den grausamsten Demüthigungen unterwerfen müssen, deren jede ihnen durch eine frühe Uebung in der Selbstständigkeit hätte erspart werden können.

Ich hörte einst eine weichherzige und weichlich erzogene Dame sagen, daß, wenn ihr Reichthum Flügel bekäme, was dem Reichthum in unsern Tagen gar oft geschieht, sie nicht das Geringste in der Welt wüßte, woran sie Hand anlegen könnte, um sich vor dem Hungertod zu retten. Ein bemitleidenswertheres und in gewissem Sinne erniedrigenderes Geständniß ist wohl kaum denkbar, und doch ist dieses nicht auf Hunderte, sondern auf Tausende von Frauen anwendbar.

Zuweilen hört man von Ausnahmsfällen, wie z. B. folgender:

Zwei gut und ſorgfältig erzogene junge Mädchen verloren ihren Vater, als ihm eben das Aufblühen ſeines Geſchäftes zu erlauben ſchien, ein Vermögen für ſeine Familie zu ſammeln. Das Geſchäft war weſentlich dasjenige eines Mannes, in manchen Punkten ein ganz entſchieden unangenehmes. Die Freunde des Hauſes dachten natürlich, „die Mädchen“ müßten es aufgeben, Erzieherinnen werden, bei Verwandten Unterkunft ſuchen, oder von dem Ertrag des Verkaufs der Hinterlaſſenſchaft in möglichſt anſtändiger Armuth leben. „Die Mädchen“ aber waren klüger. Wären wir Knaben, dachten ſie, ſo würde es Jedermann natürlich finden, daß wir das Geſchäft fortführen und unſere Mutter und die ganze Familie erhalten; nun wir aber Mädchen ſind, ſo wollen wir es dennoch verſuchen. Es iſt nicht unrecht, nur einfach unangenehm. Es erfordert gewöhnlichen Menſchenverſtand, Thatkraft, Fleiß und Selbſtſtändigkeit. All' dieß haben wir, und was uns fehlt, wollen wir lernen. So verzichteten denn dieſe verſtändigen, wohlerzogenen jungen Mädchen auf zierliche Nutzloſigkeit und angenehmes Nichtsthun und machten ſich an's Werk. Glücklicher-

weiſe erforderte das Geſchäft kein öffentliches Auftreten; allein ſie mußten die Bücher führen, die Vorräthe beſorgen, paſſende Geſchäftsführer wählen und beaufſichtigen — kurz, eine Menge für Frauen ſchwierige, um nicht zu ſagen, widrige Dinge verrichten und auf Annehmlichkeiten verzichten, welchen zu entſagen Frauen von ihrer feinen Bildung tägliche Selbſtverleugnung koſten mußte. Dennoch thaten ſie es; ſie füllten ihres Vaters Stelle aus, erhielten ihre zarte Mutter in Behaglichkeit und Luxus, und vergaben niemals ihrer Weiblichkeit durch ihre Arbeit, veredelten vielmehr dieſe unter ihren Händen.

Ein anderer Fall, verſchieden und doch ähnlich, iſt dieſer:

Ein junges Mädchen, eine ältere Schweſter, ſollte eine Stiefmutter bekommen, welche nie verdient hätte, eines ehrbaren Mannes Frau zu werden. Das Mädchen wartete nicht, bis ſie aus ihres Vaters Hauſe vertrieben würde, ſondern that einen ſehr kühnen und „unpaſſenden“ Schritt — ſie verließ es und nahm ihre Geſchwiſter mit ſich, in der Ueberzeugung, daß ſie dieſelben auf ſolche Weiſe allein vor Schaden bewahren könne. Sie richtete

sich mit ihnen in einer Miethwohnung ein und erwarb ihren Unterhalt durch Stundengeben. „Der Himmel hilft Denen, die sich selbst helfen“. Von jenem Tage an war dieses Mädchen niemals mehr abhängig von irgend einem menschlichen Wesen; dagegen hat sie während eines langen Lebens Unzähligen Hülfe und Schutz gewährt — nicht nur Brüdern und Schwägerinnen, Neffen und Nichten, sondern Freunden und Schülern und deren Kindern sowohl als vollständig Fremden. Und doch war sie nie mehr als eine arme Lehrerin, allein immer unabhängig und im Stande, Andern beizustehen, weil sie nie von Jemanden etwas Anderes erwartet hat und erwarten wird, als Liebe während ihres Lebens und ein Grab, wenn sie stirbt. Möge sie noch lange im Besitze der ersteren bleiben und das letztere spät erst nöthig haben!

Die Antwort auf die Frage, weßhalb wir Selbstständigkeit lernen sollen, haben wir nun wohl darin gefunden, daß wir gesehen, wie sich ihre Vortheile nicht allein auf uns selbst, sondern auch auf unsere Nebenmenschen erstrecken. In dieser Welt voll Leid und Schmer-

zen kann eine Frau, welche im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, immer auch noch andern nützlich sein. Sie hört nicht nur auf, ein schutzbedürftiges, schwaches Weib, der menschlichen Gesellschaft eine Last zu sein, sondern sie ist derselben von doppeltem und dreifachem Nutzen und erntet dafür die wohlverdiente Achtung. Selbst ihre männlichen Freunde können, nachdem der erste, ihrer Eitelkeit schmeichelnde Reiz, „einer Dame zu dienen", vorüber ist und sie sich überzeugt haben, daß sie nicht fortwährend um Rath und Hülfe angesprochen werden — und wie oft wird der erstere nicht befolgt, und wie selten die letztere mit Dankbarkeit angenommen — selbst diese können eine unwillkürliche Hochachtung der Frau nicht versagen, welche ihnen nicht mehr Mühe macht, als unvermeidlich ist, und welche für sich selbst denkt und handelt, so weit die natürlichen Grenzen der Schicklichkeit dieß ihrem Geschlechte erlauben. Gewiß, diese Grenzen sind gezogen und es wäre Thorheit, wenn nicht Schlimmeres, sie überschreiten zu wollen. Allein ein gewisser, wie wir uns schmeicheln, angeborner Instinkt wird in

der Regel die Scheidelinie zwischen muthigem Selbstvertrauen und kecker Anmaßung bezeichnen.

Vielleicht, wie in so manchen zweifelhaften Fällen, liegt diese Linie da, wo die Pflicht aufhört und die Annehmlichkeit beginnt. So werden wir diejenige Frau hochschätzen, welche, um ein Werk der Barmherzigkeit oder Nothwendigkeit zu vollbringen, nicht zögert, manche niedere Stadttheile zu betreten, während es uns zuwider wäre, wollte sie dieselben nur zu ihrer Belustigung oder aus Prahlerei aufsuchen. Alle Achtung vor der armen Nähterin oder Lehrerin, welche zu allen Stunden des Tages oder der Nacht die Straßen allein durchwandert, nur durch ihre eigene Sittsamkeit beschützt; aber das emanzipirte Weib, welches öffentliche Orte ohne Begleitung aufsucht, um dort Beobachtungen anzustellen, würden wir, selbst wenn sie ganz „respektabel" wäre, doch in hohem Grade tadelnswerth finden. Es gibt viele Dinge, welche nur zum Vergnügen zu thun, eine Frau Bedenken tragen soll, hingegen keine einzige Pflicht, möge sie innerhalb der gewöhnlichen Grenzen der Weiblichkeit

liegen oder nicht, vor welcher sie zurückschrecken dürfte, wenn sie dieselbe klar vorgezeichnet sieht.

Ich habe oft bemerkt, daß Diejenigen, welche den passiven Charakter unseres Geschlechts mit allen seinen Forderungen und Einschränkungen am eifrigsten vertheidigen, nicht immer die Gerechtesten und Großmüthigsten sind. Ich habe Damen gesehen, welche, obgleich weder jung noch schön, den Gedanken, nur eine Straßenlänge Nachts allein zu gehen, mit Entrüstung zurückwiesen, aber nie Anstand nahmen, sich durch ein junges und hübsches Dienstmädchen abholen zu lassen, für welche die Gefahr bei dem nächtlichen Gange offenbar viel größer war. Ich habe ängstlich besorgte Mütter gekannt, welche nicht um die Welt sich der Unschicklichkeit schuldig gemacht hätten, ihre Töchter ohne Begleitung einen Ball oder ein Theater besuchen zu lassen — und gewiß mit allem Recht! — die ebenso junge Tochter einer andern Frau jedoch ohne alles Bedenken Nachts um elf Uhr nach einem Wagen fortschickten oder in einem öffentlichen Gasthause etwas holen ließen. Es fällt ihnen nie ein, daß die Lehre von der weiblichen Abhängigkeit sich nicht

nur auf sie selbst erstreckt, denen sie oft so angenehm und bequem ist; daß entweder jedes weibliche Wesen, möge es Dienerin oder Gebieterin, Nähterin oder vornehme Dame sein, den für seine Stellung passenden „Schutz" haben müsse, oder daß Alle zu gleichmäßiger Selbstständigkeit erzogen sein sollten. Suchen wir wenigstens so weit gerecht zu sein, daß wir nicht aus übertriebener Rücksicht auf die leichte Verletzbarkeit einer Frau die Rechte, Ansprüche und Schicklichkeitsgefühle einer andern verletzen.

Wir müssen uns selbst helfen. Angesichts der eigenthümlichen socialen Zustände unserer Zeit, in welcher die Ehe scheinbar aufhört, das gewöhnliche Loos zu sein, und eine glückliche Ehe das ungewöhnlichste ist, müssen wir unsere Töchter zu etwas Besserem erziehen, als der blinde Ruf nach unbestimmten „Rechten" ist; wir müssen sie vor allen Dingen mit der Grundlage aller Rechte — mit ihren Pflichten — bekannt machen. Und es ist eine, deren stillschweigende Ausübung ihnen beinahe jedes Recht, das ihnen wirklich Noth thut, sichern wird — die Pflicht, Selbstständigkeit zu erlangen. Nicht nach Amazonenart; nicht durch Verstümmelung der schönen

Weiblichkeit, um ſich der für unſer Geſchlecht unnatürlichen Waffen des Mannes zu bedienen; ſondern einfach durch den vollen und richtigen Gebrauch jeder phyſiſchen, moraliſchen und geiſtigen Fähigkeit, mit welcher uns der Himmel bald in höherem, bald in geringerem Grade ausgeſtattet hat, und deren keine wir unbenützt laſſen ſollen, einzig und allein nur weil ſie einer Frau verliehen worden ſind. Und vor allem wollen wir den Grund aller wahren Weiblichkeit in unſere Töchter legen, indem wir ſie von der Wiege an lehren, daß jene unſchätzbare Perle reiner Schönheit: Keuſchheit des Gemüthes ſowohl als des Körpers, nur in ihnen ſelbſt liegt; daß eine Frau von reinem Herzen und einfältiger Seele leidend, aber nie ſchutzlos durch die Welt gehen kann, müde und beſtäubt, aber nie befleckt, vielleicht vielen Prüfungen ausgeſetzt, doch niemals herabgewürdigt und gedemüthigt, ausgenommen, wenn ſie durch ihre eigenen Handlungen ſich erniedrigt.

So vertraut denn um der edlen Weiblichkeit willen Euch ſelbſt, meine lieben, jungen Freundinnen; verlaßt Euch auf Euch ſelbſt und ſeid überzeugt, daß keine

äußern Umſtände Euch ſchaden können, ſo lange ihr das Kleinod der Unſchuld in Eurem Buſen bewahrt, ſo lange Ihr immer bereit ſeid, anzugreifen mit einer reinen ſichern Hand, deren Stärke, obgleich ſie nur eine Frauenhand iſt, Ihr niemals kennt, bis Ihr ſie erprobt habt.

Fürchtet die Welt nicht; ſie iſt oft gerechter gegen uns, als wir es ſelbſt ſind. Wenn in ihren rauhen Stürmen der Schwache unterliegt — was ſo Manche als das Loos der Frau bezeichnen, ſo werden wir den Grund hievon nicht allein in unſerem Geſchlechte, ſondern beinahe immer in irgend einer unſrer Eigenſchaften ſuchen müſſen, welche, ob ſie ſich nun bei einer Frau oder bei einem Manne finde, immer dieſelbe Wirkung hervorbringen würde. Die Welt iſt hart genug, allein ſie hat einen geſunden Sinn für moraliſche Gerechtigkeit. Und wer beſtreiten mag, daß trotz aller, durch die Schlechtigkeit Einzelner bereiteten Hinderniſſe, das Gute und Rechte nicht doch zuletzt den Sieg behält, der greift nicht nur der Menſchen, ſondern Gottes Gerechtigkeit an.

Das ritterliche Zeitalter mit ſeinen Vortheilen und Nachtheilen iſt für uns Frauen vorbei. Wir ſehen in

den Männern nicht mehr unsere Ritter, welche Blut und Leben für uns lassen, während wir nichts zu thun haben, als von hohen Balkonen herab Turnier und Lanzenspiel beizuwohnen und halberschlagene Sieger mit Blumen zu kränzen. Auf der andern Seite sind wir auch keine aufgeputzten Puppen mehr, niedliches Spielzeug, um das man sich streitet und schlägt, das man liebkost und verzärtelt oder zum Fenster hinauswirft, je nachdem es unsern Herrn und Meistern eben gefällt. Das Leben ist viel gleichmäßiger zwischen ihnen und uns vertheilt. Wir sind weder Gottheiten noch Sklaven, sie weder Helden noch halbe Teufel. Wir wandern zusammen, Männer sowohl als Frauen, dieselbe mühevolle Straße, auf welcher die tägliche Erfahrung die Wahrheit bestätigt, daß „der Werth einer Sache genau so groß ist, als der Gewinn, den sie abwirft.“ Und unsern Werth zu bestimmen, liegt ganz allein in unsern eignen Händen.

Vielleicht wurden die Frauen zu keiner Zeit so ausschließlich nur nach ihrem eigenen Werthe beurtheilt, ohne jede poetische Schmeichelei oder tyrannische Geringschätzung; in keiner Periode der Weltgeschichte so ganz

nur nach individuellen Verdienſten gerichtet und verehrt. Und wollen wir ſelbſt uns ſo gering achten, dieß ungerecht zu finden? Wollen wir nicht vielmehr unſere Stellung annehmen, möge ſie auch noch ſo ſchwierig ſein und mehr von uns verlangen, als die Welt je zuvor von uns verlangte — denn iſt ſie durch eben dieſe Schwierigkeiten nicht um ſo viel ehrenvoller?

Und vor allem fürchten wir uns nicht vor den Männern! denn dieſe Furcht iſt es doch, die uns oft ſo bedenklich macht. „Die Männer lieben dieß und jenes nicht“. „Die Männer finden dieß und das unweiblich“. Ihr lieben thörichten kleinen Haſenfüße! glaubt Ihr, ein Mann, ein guter Mann, werde in irgend welchen Verhältniſſen des Lebens eine Frau um ſo mehr lieben, als er ſie weniger verehrt? oder ſie werde ihm dadurch theurer werden, wenn ſie alle ihre Laſten auf ſeine Schultern legt und ſein Gewiſſen zu dem ihrigen macht? Und, ſelbſt angenommen, es wäre ihm angenehm — darf die Frau ihn zu ihrer Gottheit machen?

Und wenn wir nun auf den Grund aller Wahrheit blicken, ſo werden wir, glaube ich, auch die Wahrheit in

Bezug auf weibliche Selbſtſtändigkeit finden, welche dann nur wirklich und von Werth iſt, wenn ſie nicht im eigenen Ich wurzelt, wenn Ihre Kraft nicht bei Menſchen geſchöpft wird, ſondern an jener höheren und heiligeren Quelle, zu welcher jede einzelne Seele ſich hingezogen fühlt, und welcher allein ſie verantwortlich iſt. So bald einer Frau, alt oder jung, dieß einmal klar geworden iſt, nicht als ein unbeſtimmter Gefühlsglaube, ſondern als ein wirkliches, praktiſches Lebensgeſetz, ſo hört jede Schwachheit auf, verſchwindet jeder Zweifel; ſie erkennt die Ehre, den Ruhm und die Schönheit ihres Lebens; ſie fürchtet deſſen Mühen nicht mehr; ſie wünſcht nicht, den kleinſten Theil ihrer Verantwortlichkeit von ſich abzuwenden. Sie begnügt ſich, ihr Daſein, gerade wie es ihr geboten wird, aus den Händen ihres ewigen Vaters hinzunehmen, und läßt es ihre einzige Sorge ſein, daſſelbe ſo anzuwenden, daß, während die Welt ihre Unabhängigkeit erkennt und daran lernt, ſie ſelbſt im Bewußtſein, daß die größte Stärke in der tiefſten Demuth liege, allein und vor Allem ihre Abhängigkeit von Gott erkennen möge.

Weibliche Berufsarten.

Hat man zugegeben, daß jede Frau die Pflicht hat, sich eine Beschäftigung zu suchen, und daß die Erfüllung dieser Pflicht Selbstständigkeit erfordert, so wirft sich die sehr natürliche Frage auf: — was soll sie thun?

Freilich ist diese Frage leichter gethan, als beantwortet, und die zahlreichen, in Büchern, Broschüren und Zeitungen gegenwärtig so geläufigen Erwiederungen, mit allen nur denkbaren möglichen und unmöglichen Vorschlägen, sind in der That nur geeignet, die Sache zu verwirren. Ohne Zweifel wird eines Tages unter allen diesen Vorschlägen ein guter Gedanke zur That werden und damit einen praktischen Nutzen gewähren. Bis dahin kann es nichts schaden, das stehende Wasser ein wenig aufzurühren; jede Störung ist besser als Versumpfung.

Dieſe flüchtigen und, ſofern Thaten nöthiger ſind als Worte, allerdings wenig genügenden „Gedanken“ ſind die einer „arbeitenden“ Frau, welche eine ſolche ihr ganzes Leben war und Gelegenheit hatte, die Erfahrung anderer arbeitenden Frauen mit ihren eigenen zu vergleichen. Eben deßhalb verfällt ſie wenigſtens nicht in die Thorheit, von Etwas zu ſprechen, was ſie nicht verſteht.

Unter den höheren weiblichen Berufsarten verſteht man, wie ich denke: Unterricht der Jugend, Malerei, oder überhaupt die Beſchäftigung mit der Kunſt, Schriftſtellerei, und den Beruf, zur Unterhaltung des Publikums zu dienen, wozu die Schauſpielerinnen, Sängerinnen und Aehnliche zu rechnen ſind.

Die erſte dieſer Berufsarten, die, am allgemeinſten geſucht, am leichteſten die Mittel darbietet, ſich unter allen Umſtänden das tägliche Brod zu verdienen, iſt der Abgrund, in welchen ſich die Hülf- und Vermögensloſen aus unſerem Geſchlechte gewöhnlich ſtürzen; und dieſer Abgrund wird dadurch nicht ausgefüllt, ſondern erweitert ſich noch täglich. Es kann nicht anders ſein, ſo lange junge Mädchen aus allen Ständen, mit und ohne

Fähigkeiten, um jeden Preis die Stelle einer Erzieherin zu erhaſchen ſuchen, gerade wie viele junge Männer den geiſtlichen Stand wählen, weil ſie ſich in demſelben eine anſtändige Verſorgung verſprechen und zu nichts anderem tauglich ſind. So wird der wichtigſte Beruf der Frau und der höchſte Beruf des Mannes durch die Unwürdigkeit und Untüchtigkeit Derer, die ſich demſelben widmen, möglichſt herabgeſetzt.

Wenn unter fünftauſend Frauen nicht eine einzige geeignet iſt, Mutter zu ſein im heiligſten Sinne des Wortes, ſo kann man getroſt behaupten, daß nicht zwei von jenen fünftauſend im Stande wären, die Stelle einer Erzieherin vollkommen auszufüllen. Man bedenke nur, was dieſer Beruf alles in ſich ſchließt: ſehr viele Mutterpflichten, außerdem beträchtliche geiſtige Vorzüge, Charakterfeſtigkeit, geſunden Verſtand, gute Gemüthsart, feine Sitte, Geduld, Freundlichkeit, Sanftmuth — kurz jede Eigenſchaft, die dazu beiträgt, eine Frau vollkommen zu machen, verlangt man von Derjenigen, die ſich erkühnt, die Erziehung eines einzigen kleinen Kindes zu übernehmen.

Gibt man ſich die Mühe, darüber nachzudenken, was eigentlich ein „kleines Kind“ iſt? Nicht vom ſentimentalen Standpunkt aus, als ein Geſchöpf, über das man philoſophirt, das man malt und beſingt; auch nicht vom ſelbſtſüchtigen, als ein Spielzeug, das man küßt, ſchilt oder mit Zuckerbrod füttert, ſondern vom Standpunkte des Chriſten aus, der in ihm eine lebendige Menſchenſeele ſieht, dazu beſtimmt, gebildet, unterrichtet und geleitet zu werden, damit es ſeiner Seits wieder künftige Generationen bilden, unterrichten und leiten lernt. Und dennoch, im Angeſicht dieſer großen Verantwortlichkeit, wobei jede Handlung, jedes Wort gute oder böſe Früchte auf Jahre tragen kann, ſehen wir beinahe alle gebildeten, auf ſich ſelbſt angewieſenen Damen, beinahe alle halbgebildeten „jungen Perſonen“, welche damit aus der ihnen angewieſenen Sphäre heraus in eine höhere zu treten wünſchen, den Beruf einer Erzieherin ergreifen.

Ob es wirklich ihr Beruf iſt, darüber denken ſie nicht nach, obwohl vielleicht bei keinem andern Liebe zur Sache unerläßlicher ſcheint. Denn das Beſitzen von Kenntniſſen und die Gabe, ſie Andern verſtändlich mitzu-

theilen, ſind zwei verſchiedene, oft ſich gegenſeitig ausſchließende Eigenſchaften; ein großer Gelehrter muß nicht nothwendig auch ein guter Lehrer ſein, ja, wenn auch beides vereinigt iſt, ſo wird die Wirkung zuweilen durch irgend einen Charakterfehler, z. B. Mangel an Gemüthsruhe oder an Willenskraft, wieder aufgehoben. Und ſelbſt angenommen, daß alle nur denkbaren geiſtigen und praktiſchen Fähigkeiten vorhanden wären, ſo bleibt immer noch der moraliſche Einfluß zweifelhaft, der je nach der Quelle, welcher er entſpringt, ein Kind für ſein ganzes Leben veredeln oder verderben kann.

Dieſe Thatſachen ſind ſo alltäglich, daß es beinahe überflüſſig erſcheinen könnte, deren Vorhandenſein noch beſonders nachzuweiſen, wenn man nicht ſehen müßte, wie ſie tagtäglich ſelbſt von Verſtändigen verkannt werden; wie Eltern große Summen auf ihr Haus, auf Kleider und Unterhaltung, überhaupt auf alles, nur nicht auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden und ſich damit begnügen, ihre Knaben in wohlfeile Penſionen zu ſchicken und für ihre Töchter „Erzieherinnen“ mit fünfzig Gulden jährlichem Gehalte oder „Lehrerinnen“, die

für die Stunde zwölf Kreuzer bekommen, auszumitteln; und wie, als natürliche Folge hievon, Tausende von unfähigen Mädchen und schlechtunterrichteten, gewissenlosen Frauen sich als Lehrerinnen für alle möglichen Fächer ankündigen, dabei Lüge auf Lüge, Betrug auf Betrug häufend — allerdings oft nicht aus wirklicher Schlechtigkeit, sondern aus reiner Verzweiflung, weil ihnen nur die Wahl bleibt, entweder diesen Weg einzuschlagen oder — zu verhungern!

Dessenungeachtet erwarten wir von unserer jungen Generation nicht weniger als Vollkommenheit; statt dessen — was finden wir?

Ich habe schon mehr als eine Generation von jungen Mädchen aufwachsen sehen, aber ich kann die feierliche Versicherung geben, daß die Besten unseres Geschlechtes immer Diejenigen waren, welche nie in Instituten waren und nie eine eigentliche Erzieherin hatten.

Gewiß, eine solche Thatsache — und deren Richtigkeit wird mir die allgemeine Erfahrung bestätigen — macht einen gewaltigen Riß in diesen vielseitigen Zweig der weiblichen Thätigkeit. Wie da helfen? Meines Er-

achtens muß, wie bei jedem Heilverfahren, bei der Wurzel, nämlich mit den Erzieherinnen selbst, begonnen werden.

Wo bei einer Frau entschiedene Freude am Unterrichtgeben, sowie das erforderliche Talent dazu, ferner gehörige Kenntnisse in allem, was sie Andern mittheilen will, Liebe zu Kindern, und vor allem das klare Bewußtsein der Verantwortung, welche sie denselben gegenüber auf sich nimmt, fehlen, da ist es förmliche Entheiligung, wenn sie es versucht, als Lehrerin aufzutreten. Besser sie wird Ladenjungfer, Nähterin, Kammerzofe — oder selbst ein ordentliches Stubenmädchen und lernt die Zimmer kehren, als daß sie ihre eigene Seele betrügt und viele andere in Gefahr bringt, indem sie ein Amt übernimmt, für welches ihr die Weihe fehlt.

„Aber," wird mir eingewendet, „Arbeit müssen wir haben und der Mitbewerberinnen gibt es so viele, daß, wenn wir nicht alles versprechen, man auf den Glauben käme, wir könnten gar nichts, und dann müßten wir Hunger sterben!"

Fassen wir jene Mitbewerberinnen näher ins Auge.

Die meiſten von ihnen bringen dasjenige, worin ſie ſich verſuchen, nur halb, manche gar nicht zu Stande. Dadurch nehmen ſie ſich gegenſeitig das Brod weg — doch nur ſo lange, als ſie ihre Unfähigkeit zu verbergen vermögen — nachher ſind ſie dem Elend preisgegeben. Wenige Frauen jedoch, die ihrer Aufgabe wirklich gewachſen ſind — möge ſie groß oder klein ſein — werden, wenn ſie nicht mit ungewöhnlichem Mißgeſchick zu kämpfen haben, Mangel leiden, weil es ihnen an Arbeit fehlt. Kein Einfluß macht ſich in einem Hauſe ſo fühlbar und wird, wenn auch nur im eigenen Intereſſe, ſo ängſtlich zu erhalten geſucht, als derjenige, welchen eine gute Erzieherin über die Kinder ausübt; allein unter der Fluth von Lehrerinnen iſt nichts ſchwieriger zu finden — und nach den hohen Bedingungen zu ſchließen, die vielfach geſtellt und angenommen werden, werthvoller — als eine gebildete Dame, die auch nur ein einziges Fach gründlich, gewiſſenhaft und gut zu lehren verſteht.

Hier, wie bei den meiſten ſocialen Fragen, die in der Theorie ganz leicht, in Bezug auf die praktiſche Anwendung jedoch ſehr ſchwer zu entſcheiden ſind, iſt es oft

beſſer, das Uebel in der Stille zu untergraben, als einen Schmerzensſchrei darüber auszuſtoßen. Wenn jede Erzieherin, ſoweit es in ihrer Macht ſteht, ihrem Berufe größere Würde zu verleihen ſuchte durch das Beſtreben, die demſelben Angehörenden zu heben, ſo könnte viel Elend und unſtreitiges Unrecht, welches ihrem Stande widerfährt, allmählig ausgeglichen werden. Höhere Anforderungen in Bezug auf Fähigkeit würden viel Mittelmäßigkeit, die nur hindernd im Wege ſteht, ausrotten und bei verminderter Concurrenz den Werth der Arbeit erhöhen. Ich ſage „den Werth der Arbeit", weil wir Frauen, wenn wir eine Beſchäftigung ergreifen, uns daran gewöhnen müſſen, unſern Werth nicht nach einem idealen Maßſtabe zu bemeſſen, ſondern einfach als „Arbeiterinnen" in Betracht zu kommen, deren Waaren reine Handelsgegenſtände ſind, wobei nur Geldeswerth Geld einträgt oder wenigſtens ſich hierauf Rechnung machen darf.

Das Gleiche gilt von den zwei nächſten Berufsarten — der Kunſt und der Schriftſtellerei. Ich ſtelle die Kunſt voran, weil ſie der ſchwerſte Beruf iſt und in

ihrer höchſten Vollendung von der Frau beinahe nicht erreicht werden kann. Der Gründe hiefür gibt es viele: die Ausbildung, welche die Malerei erfordert, der für eine Frau ſo natürliche Widerwille, „nach dem Leben" zu zeichnen, bei anatomiſchen Zergliederungen zugegen zu ſein u. ſ. w. — lauter Studien unerläßlich für Diejenigen, welche die ſchwerſte unter den freien Künſten in ihren Tiefen ergründen und ihre Höhe erklimmen wollen. Ob dieß einer Frau je gelingen wird, bleibt dahingeſtellt. Unterdeſſen kann ſie ja in beſcheidener und doch ehrenvoller Weiſe für ihren Pinſel Beſchäftigung finden.

Bei der Schriftſtellerei dagegen räumen wir das Vorhandenſein ſolcher Grenzen nicht ein; hier haben die Männer vor uns nicht nur nichts voraus, ſondern werden ſogar oft — wenn ich es ausſprechen darf — von uns auf ihrem eigenen Felde geſchlagen. Wir ſind ſcharfſinnige, treffende Hiſtoriker, wir haben die Gabe, unſer Wiſſen klar und deutlich mitzutheilen, unſere Romane verrathen großes Erfindungstalent und die Werke mancher Schriftſtellerin aus der neueren Zeit haben dargethan, daß wir ebenſo gut Gedichte ſchreiben können, wie die Männer.

Die Ankündigungen der Buchhändler, wie die vielen wöchentlich oder monatlich erſcheinenden Aufſätze geben Zeugniß davon, daß wir kühn in die Literatur eindringen, ohne uns durch äußere Widerwärtigkeiten aufhalten zu laſſen, mit Hingebung und Selbſtvertrauen fortarbeiten und nicht eher ruhen, als bis wir das Höchſte erreicht haben.

So viel von den Beſten dieſer Klaſſe, deren Wirken auf lange Jahre hinaus Segen bringen wird; über dieſelben weitere Worte zu machen, bedarf es in der That nicht. Dagegen gibt es noch eine zweite, untergeordnete Klaſſe, weder „Genies“, noch gewöhnliche Frauen, welche beides in ſich zu vereinigen ſtrebt und in der Regel keines erreicht; von dieſer muß ich noch ſprechen.

Nichts, das ganz Schlechte ausgenommen, iſt einem Berufe verderblicher, als Mittelmäßigkeit. Der Dilettant, welcher „ganz hübſch“ ſchreibt und „recht nett“ malt, thut dieß zu ſeiner Erholung; und ob es gleich für den Geiſt bildender iſt, ſich mit der Würdigung des Größeren zu begnügen, welches uns Andere bieten, als unbedeutende Dinge zu unſerem Vergnügen zu treiben,

ſo iſt es immerhin noch harmlos genug, wenn es hiebei ſein Verbleiben hat. Wer ſich aber an die Oeffentlichkeit wagt, um ſich als Künſtler — im weiteſten Sinne des Wortes genommen — mit Andern zu meſſen, der muß ſich an die ſtrengen Geſetze der Kunſt halten. Und eines dieſer Geſetze iſt, daß Jeder, der ein gewöhnliches Bild malt oder ein mittelmäßiges Buch ſchreibt, dazu beiträgt, den Kunſtſinn des Publikums, zum mindeſten vorübergehend, irre zu leiten, daß er einem Würdigeren den Platz wegnimmt und, ohne im Kleinen etwas Gutes zu wirken, dem großen Ganzen poſitiv ſchadet.

Bei dem großen Zudrange von unbedeutenden Talenten, die gegenwärtig die Welt überſchwemmen, iſt man oft verſucht zu glauben, daß es der kürzeſte Weg wäre, die Welt zu erleuchten, wenn man Ein großes Luſtfeuer anzünden würde aus der Hälfte der Bücher, die geſchrieben und der Bilder, welche gemalt werden.

Deßhalb mögen die Männer, die oft zehnmal eitler und ehrgeiziger ſind als wir, treiben, was ſie wollen — jeder Frau aber möchte ich den Rath geben, ihre ſittlichen Anſchauungen wie ihre geiſtigen Fähigkeiten der gründ-

lichſten und ſtrengſten Prüfung zu unterwerfen, ehe ſie es mit der Kunſt oder Literatur verſucht, um des Ruhmes oder um des Erwerbs willen. Möge ſie beherzigen, daß das Kleinſte, wenn vollkommen, mehr werth iſt, als das Größte, das mißlungen iſt. Hat ſie jedoch nach reiflicher Ueberlegung einen Beruf einmal gewählt, in der redlichen Ueberzeugung, es ſei der für ſie paſſendſte, weil er ihr die beſte Gelegenheit gibt, Gutes zu wirken und die Aufgabe ihres Daſeins zu erfüllen — dann möge ſie auch mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit deſſen Anforderungen nachkommen. Und dieſe ſind ernſter, viel ernſter, als ſich der hochſtrebende jugendliche Geiſt oder die leichtbefriedigte Mittelmäßigkeit träumen läßt: beſtändige Arbeit, unbeugſamer Muth, der ſich unter allen nur denkbaren Schwierigkeiten, Mißgeſchicken und ſonſtigen Widerwärtigkeiten aufrecht erhält — und zudem noch oft der Kampf mit einem Temperament, welchem alles dieß beſonders ſchwer fällt. Le génie c'est la patience, ſagt Buffon, und obgleich es noch eine höhere Wahrheit gibt — ſofern alle Geduld der Welt angeborenes Genie nicht zu erſetzen vermag — ſo wurde doch nicht leicht

ein wahreres Wort geſprochen, beſonders in ſeiner Anwendung auf die Frauen, wenn ſie einen Beruf gewählt haben, der von ihnen nicht weniger als von dem Manne den unermüdlichſten Fleiß und zuweilen die Hingabe einer ganzen Lebenszeit fordert.

Denn glücklich nach menſchlichen Begriffen macht auch der ſchönſte Beruf nicht immer; ihn zu ergreifen, fordert oft große Opfer, oft bringt er ſolche erſt mit ſich und hat tauſend Mißdeutungen, Anfechtungen und Verſuchungen in ſeinem Gefolge. Ja, da wir im Allgemeinen viel weniger Ehrgeiz beſitzen, als die Männer, ſo gewähren uns auch die größten Erfolge weniger Befriedigung. Manche gefeierte Schriftſtellerin oder ausgezeichnete Malerin mag in ihrem Innerſten gefühlt haben, wie richtig eine bekannte Dichterin ſagt:

„Vielleicht ich wär nur ein gewöhnlich Weib,
Und glücklich nicht geprieſen — und verlaſſen,
Vielleicht ein beſſer Weib mit einer Schaar
Von Kindlein, die an meinem Nacken hängen,
Und demuthsvoll und weiſe mich erhalten —
Gern beugt die Rebe ſich mit edler Frucht zur Erde,
Die Palme nur ſteht hoch in ödem Sand.“

Und ſieht man auch von dieſen beiden Gegenſätzen

in dem Charakter und in der Bestimmung einer Frau ab, so fragt es sich immer noch, ob „die gute Tante", die von Haus zu Haus eilt, beständig geschäftig und sich nützlich machend — oder die jungfräuliche Hausmutter, die statt einer eigenen Familie ein Häuflein Waisen unter ihre Fittige nimmt, mit all' den Sorgen und nur der Hälfte der Freuden einer wirklichen Mutter — ob selbst die thätige, rührige „alte Jungfer", die, entschlossen, alles zurechtzulegen, bei jedem kritischen Fall, wo man sie braucht — und zuweilen auch, wo man sie nicht braucht — mitspricht — es ist, sage ich, sehr die Frage, ob nicht alle diese Frauen eine vernünftigere und ebendeßhalb gewiß auch glücklichere Existenz haben, als die „genialste Frau", die je ihr Licht in die Welt hinaussandte.

Allein glücklich zu sein ist nicht die Hauptsache auf Erden. Eine geniale Frau, die ihren Beruf erkannt und im rechten Geiste ergriffen hat, soll sich weder durch Aengstlichkeit, noch durch falsche Scham abhalten lassen, darin fortzuwirken. Die Zeiten der Blaustrümpfe sind vorüber und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß unter den besten Hausfrauen, welche die pünktlichste

Nadel führen, Frauen ſind, mit deren Namen die Welt aus Buchhändlerliſten und Ausſtellungskatalogen zur Genüge bekannt iſt, und die daneben ihre eigenen wie ihrer Freunde Angelegenheiten am gewiſſenhafteſten beſorgen. Ich könnte ſie nennen — aber die Welt hat ja mit ihnen nichts weiter zu ſchaffen, als ihre Bücher zu leſen und ihre Bilder anzuſchauen. Es muß der Fehler in irgend einer Weiſe an der Frau ſelbſt liegen, wenn es der unzarten Neugierde des beſagten wohlmeinenden, aber oft ungezogenen Publikums gelingt, in das theuerſte Recht einer jeden Frau, — in das unverletzliche Heiligthum ihrer Häuslichkeit einzudringen.

Mit ihren Büchern oder Bildern jedoch, wenn ſie einmal aufgetreten iſt, ſoll ſie ehrlich kämpfen ohne Verſchanzung. Nur aus Rückſicht auf ihr Geſchlecht Beachtung zu verlangen, iſt bei jeder Frau ärmliche Feigheit. Sie hat das neutrale Gebiet geiſtigen Strebens betreten — ſie hat die Rüſtung des Geiſtes angelegt und muß mit geſetzlichen, geweihten Waffen einen Kampf kämpfen, deſſen geringſter Lohn in ihren Augen, aus welchen ſie die Thränen und das Lächeln des Wei-

bes doch niemals verbannen kann, jene öffentliche Anerkennung ſein wird, welche man Berühmtheit nennt.

Dieſe Berühmtheit, mag ſie nun in der Malerei oder in der Schriftſtellerei gewonnen ſein, iſt ſicherlich reiner und mit weniger Gefahren verknüpft, als diejenige, welche auf den Brettern errungen wird.

Man wird einräumen müſſen, daß ein großes Talent nicht gegeben iſt, um unter den Scheffel geſtellt zu werden — daß eine Rachel oder eine Jenny Lind, nachdem ſie einmal geſchaffen, nicht umſonſt geſchaffen ſein konnten. Ich wüßte auch gar keinen Grund, warum nicht eine große Schauſpielerin oder Sängerin ihre Talente zum allgemeinen und zu ihrem eigenen Beſten ausüben ſollte; ich fände es grauſam, ja gefährlich, das Genie, welches mit aller Macht nach Entfaltung und freier Bewegung ringt, einzuzwängen, weil es ſich nicht dem gewöhnlichen Entwicklungsgange der weiblichen Natur fügen will. Allein dieſe letzte der den Frauen gegenwärtig offen ſtehenden höheren Berufsarten hat zugleich die meiſten Gefahren und Schwierigkeiten, ſofern in deren Ausübung die ganze Perſönlichkeit aufgeht.

Wir können ganze Reihen von Bildern malen, viele Bände voll ſchreiben — die Reſultate unſeres Schaffens können über die halbe Welt verbreitet ſein — doch bei alle dem ſitzen wir ſelbſt ganz ruhig zu Hauſe und leben ſo einfach und friedlich hin, wie jede andere „gewöhnliche“ Frau. Ganz anders bei Denjenigen, welche ſich dem Theater widmen: dieſe müſſen ſich beſtändig, nicht nur geiſtig, ſondern perſönlich, dem Publikum darſtellen, deſſen Auge mit ihrer ganzen äußern Erſcheinung ſo gut wie mit ihrem Geiſte vertraut wird; und jede Kritik, ſei ſie Lob oder Tadel, muß nothwendig immer perſönlich werden. Eine ſolche Stellung widerſpricht ſchon an ſich einem gewiſſen natürlichen Gefühle, welches allen Töchtern Eva's innewohnt, mag man es nun Verſchämtheit oder Beſcheidenheit oder Schüchternheit nennen. Das junge Mädchen, welches ſich vor einer großen Geſellſchaft zum erſtenmal in einem lebenden Bilde zeigt — die Anfängerin, die von ihren Fortſchritten im Geſange öffentlich Probe ablegen ſoll — der jugendliche Anbeter einer gefeierten Schauſpielerin, welcher ſich dieſe Göttin

zum erſten Male als „ſeine Frau“ denkt — wird verſtehen, was ich meine.

Allein dieß iſt keineswegs das Hauptbedenken; denn die Schüchternheit verliert ſich und geht bei der wahren Künſtlerin völlig auf in der Liebe und Begeiſterung für ihre Kunſt, deren unerklärlicher Zauber die Darſtellerin in den vielen auf ſie gerichteten Blicken nur noch das „Publikum“ überhaupt ſehen und die einzelnen Perſönlichkeiten ebenſo wenig beachten läßt, als einſt die Pythiſche Prieſterin, wenn ſie auf ihrem Dreifuß von dem Hauche des unüberwindlichen Gottes berührt ward, die das Orakel befragenden Griechen erkannte. Das Schlimmſte bei dieſen Künſtlerinnen — ohne Zweifel die natürliche Folge ihres beſtändigen öffentlichen Auftretens und des unausgeſetzten Beſtrebens, den Beifall der Menge zu gewinnen — iſt ihr unwillkürlicher, graſſer Egoismus.

Hierin wird mir wohl Jeder Recht geben, der die Kreiſe beſucht, in welchen ſich Schauſpielerinnen und Sängerinnen bewegen. Ihre Aeußerungen drehen ſich unaufhörlich um die eigenen Leiſtungen, um das, was

das Publikum von denſelben hält. Bei dem Kampfe um die launiſche Gunſt deſſelben iſt die traurige Selbſtſucht offenbar unvermeidlich. „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte“ ſcheint dem Manne zu ſeiner Selbſterhaltung eingepflanzt zu ſein; wenn es aber heißt „Jede iſt ſich ſelbſt die Nächſte“ — wenn wir Diejenigen, welche die edelſten Shakeſpeareſchen Geſtalten wiedergeben, bei der bloßen Erwähnung einer Rivalin erröthen oder erbleichen ſehen — wenn Madame A. in eine Geſellſchaft nicht gebeten werden kann, weil ſie Madame B. dort treffen könnte, oder wenn Beide, wo jenes nicht zu vermeiden, trotz des Lächelns auf ihren Lippen, an zwei fremde Katzen erinnern, die mit gekrümmten Rücken an der Thüre des Wohnzimmers zuſammentreffen — ſo iſt dieß, wenn auch noch kein Beweis von Schlechtigkeit, doch jedenfalls eine der beklagenswertheſten Folgen, welche der Einfluß der Welt und die Nothwendigkeit, öffentlich in ihr zu wirken, auf eine Frau haben kann.

Deßhalb verdient vor jedem andern dieſer Beruf in allen ſeinen Abſtufungen — von der begeiſterten Tragödin bis herunter zu der armen Chorſängerin — die

Bezeichnung eines „gefährlichen“, übrigens nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn es leben so viele ehrbare und achtungswerthe Schauspielerinnen, so liebenswürdige Sängerinnen unter uns, daß die alte Frage, ob es sich mit dem „Anstand“ verträgt, auf die Bühne zu gehen? füglich hier bei Seite gelassen werden kann — sondern gefährlich vor allem für das Temperament, den Charakter und die ganze Denkungsweise.

Hat eine Frau jedoch diesen Beruf einmal gewählt, dann soll sie ihn — ich wiederhole es — so wenig als einen andern aufgeben; sie soll denselben sich, nicht sich dem Berufe anpassen, indem sie zuerst Frau und dann erst Künstlerin ist. Gewiß gilt solches von Vielen, nicht blos unter den Bedeutenderen dieser Klasse, auf welche der Genius an sich schon läuternd und veredelnd einwirkt, sondern auch von Andern, nicht auf jener Höhe Stehenden, welche sich unter dem Beifallgejauchze der Menge die Frische und Einfalt ihres Gemüthes bis zuletzt erhalten haben. Selbst unter jenen armen Balletänzerinnen, welche mit einem stehenden Lächeln auf den Lippen und schwerem Herzen ihre Sprünge machen —

unter den kreiſchenden Sängerinnen, die um eine Guinee für den Abend ſich zu allem verſtehen, und den aufgeputzten Schauſpielerinnen, die trotz der Ueberzeugung, daß ſie die beſte Julia oder Lady Macbeth wären, ſich dennoch herablaſſen, auch die unbedeutendſten Rollen zu übernehmen, weil für die alten Eltern, für den Mann, der nichts als ſeine Geige hat, oder für kranke Kinder zu Hauſe geſorgt werden muß — ja gewiß, ſelbſt unter Dieſen gibt es Viele, welche ein ebenſo reines Leben voll Ergebung und Selbſtverleugnung leben — oder beſſer ertragen — als Hunderte ſchüchterner, ſorgfältig behüteter Mädchen oder geſetzter Matronen, die vor dem bloßen Gedanken an Jene zurückſchrecken. Der Himmel aber zählt ſie Alle, und ſorgt für Alle.

Doppelte Ehre gebührt Denjenigen, welche dieſe gefahrvolle Bahn aufrecht wandeln — doppelte Nachſicht für Die, welche fallen!

Das nochmalige Durchblättern dieſer flüchtigen Zeilen führt mich kurz auf folgendes Reſultat: Hat eine Frau einen beſtimmten Beruf ergriffen, ſo muß ſie nothwendig dem freundlichen Schutze und der ſtillen Zurück-

gezogenheit des Privatlebens entſagen und eine ſelbſtſtändige Stellung einnehmen; ihre Pflicht iſt es, nicht haſtig eine Wahl zu treffen, ſondern vorher Alles wohl abzuwägen; hat ſie jedoch einmal gewählt, ſo ſoll ſie ihre Beſtimmung auch ganz erfüllen; ſie darf ſich nicht bedenken, nicht rückwärts blicken, nicht mit der Vergangenheit zu vermitteln ſuchen — es wäre feige und nutzlos zugleich. Sie mag viel verloren oder aufgegeben haben, denn — wie ſchon ſo oft geſagt — die Natur ſelbſt weist uns an, unſer größtes Glück in der ausſchließlichen Sorge für unſere Häuslichkeit und fern von dem Treiben der Welt in einem Leben voll Hingebung für die Unſrigen zu ſuchen — immerhin aber iſt es keine kleine Sache für eine Frau, ſei ſie nun Lehrerin, Malerin, Dichterin oder Künſtlerin, ſich bewußt zu ſein, daß ſie, je nach der Gabe, die ihr verliehen, einen höheren oder geringeren Platz einnimmt unter jener Schaar, die, ob ſie nun die Glücklichen ſeien oder nicht, berufen ſind, zur Ehre Gottes auf Erden zu wirken.

Weibliche Erwerbszweige.

Indem wir die Frage über weibliche Erwerbszweige im Gegensatz zu den höheren weiblichen Berufsarten genauer untersuchen, fällt uns zunächst die Mannigfaltigkeit des Gegenstandes und die geringe praktische Kenntniß, welche man im Allgemeinen von demselben hat, in's Auge. Natürlicher Weise kann diese Klasse nicht viel über sich selbst sagen, da sie mehr von den Fingern als von ihrem Geiste lebt. Zuweilen allerdings gelingt es einem Romanschreiber, durch seine mehr oder weniger idealisirte Heldin ein vorübergehendes Interesse für unsere Ladenmädchen, Nähterinnen und Dienerinnen, als für sich bestehende Klasse, in uns zu erwecken. Von den einzelnen Individuen, von ihrer Lebensweise, ihren Gefühlen und Gedanken, von ihren Leiden und Freuden, Tugenden und Fehlern, wissen wir „Damen" der mittleren und höheren Klasse, besonders diejenigen, welche in größeren Städten wohnen, rein gar nichts.

Die ganze arbeitende Klaſſe iſt in gewiſſer Beziehung eine ungekannte Klaſſe, und der jetzt von uns berührte Theil derſelben, der über dem Gebiet wohlthätiger Damenbeſuche und öffentlicher Fürſorge ſteht, der ungekannteſte von allen. Und doch umfaßt er ſo unendlich viele Abſtufungen — von der vornehmen Inhaberin eines Putzgeſchäftes an, welche ſich alle Tage in Seide kleidet und die „Dame“ ſpielt, bis herunter zu der niedrigſten Hausmagd — daß man zurückbebt vor deſſen Umfang. Welch' einen ungeheuren Einfluß auf die Geſellſchaft muß dieſe Menge unbewußt ausüben, welche am Ladentiſche, in Arbeitsſälen und Dachſtuben oder im Dienſte von vornehmen und geringeren Herrſchaften fort und fort arbeitet, von Morgens bis Abends, oft von Abends bis Morgens, und kein Geſchäft ſcheut — nur um das tägliche Brod mit Ehren zu erwerben!

Allerdings, die Geſellſchaft erkennt dieſe Thatſache — es werden Vereine gebildet, Reden gehalten, Aufſätze in öffentliche Blätter geſchrieben, die ſich über die Tugend verbreiten, die nöthigen Toilettegegenſtände bei Zeiten zu beſtellen, damit nicht ein Theil der weiblichen

Bevölkerung eines Staates Krankheit und Tod — oder Schlimmerem — anheimfalle, nur um dem andern die Möglichkeit zu verſchaffen, auf Bällen und in Geſellſchaften durch Pracht und Schönheit zu glänzen. Alles dieß iſt recht und gut — allein es iſt ein Tropfen in's Meer. Die große Fluth von Lebenskampf und Leiden rollt weiter, die Oberfläche wird vielleicht einen Augenblick aufgeregt, die Strömung darunter ſcheint jedoch in einem Zuſtande, wo Hilfe unmöglich iſt. „Unmöglich", ſagte ich? Nein, ich glaube nicht, daß wir das Recht haben, dieſes Wort auf irgend etwas unter der Sonne anzuwenden.

Einer der Hauptnachtheile für die Klaſſe, von der wir ſprechen, iſt augenſcheinlich der große Unterſchied, welcher zwiſchen ihr und der in dem vorhergehenden Kapitel behandelten Klaſſe gemacht wird. Viele werden dieſen Vorwurf zurückweiſen — doch ich frage jede Mutter, ob ſie nicht eher die einfachſte, unbemitteltſte Verwandte ihres Hauſes, die ärmſte Gouvernante zu ihrer Schwiegertochter wählen würde, als eine Perſon, die „in einem Geſchäfte" war, als Putz- oder Kleidermacherin, Ladenjungfer u. ſ. w. Eine Dienerin vollends

zu heirathen, eine Köchin oder Kammerjungfer — ich fürchte, durch eine ſolche Wahl würde es ein junger Mann für immer mit der Geſellſchaft verderben.

Die Geſellſchaft — möge ſie mir verzeihen — iſt oft nicht geſcheidt. Warum ſollte es weniger ehrenvoll ſein, gute Kleider als ſchlechte Bücher zu machen? Weßhalb beſſer, beim trügeriſchen Lampenſcheine ein beifalljubelndes oder gleichgültiges Publikum zu unterhalten, als beſagtes Publikum bei Tage am Ladentiſche zu bedienen? Ich geſtehe, ich kann den ungeheuren Unterſchied nicht finden, wenn es ſich, natürlich, nicht um perſönliches Verdienſt und Talent, ſondern um Stand oder Beruf handelt.

Und hier kommen wir nun wieder auf den alten Kampf zurück, deſſen Urſprung allerdings in der gerechten Achtung gründet, welche dem Geiſte vor der Materie, der Kopfarbeit vor der Handarbeit gebührt, der aber nach und nach in eine lächerliche und verächtliche Tyrannei ausgeartet iſt. Es kann hier nicht meine Abſicht ſein, auf dieſen Kampf zwiſchen Beruf und Gewerbe einzugehen. Die Menſchen fangen zum Glücke jetzt,

wenn auch langsam genug, an — und wir Frauen noch langsamer, als die Männer — zu der Erkenntniß zu kommen, daß eine Beschäftigung, die man wählt, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, an sich nicht um einen Gran „ehrenvoller“ ist, als eine andere; daß Ehre oder Unehre nicht sowohl davon abhängt, *was* man thut, sondern vielmehr davon, *wie* man es thut.

Auf der andern Seite jedoch hat in der Regel jede Klasse, welcher es als solcher an Achtung mangelt, sich derselben auf irgend eine Weise verlustig gemacht. So findet man unter den arbeitenden Frauen sehr häufig die größte Selbstgenügsamkeit, verbunden mit eben so großem Mangel an Selbstachtung, mit Kriecherei oder Ungeschliffenheit. Dadurch, daß sie selbst ihren Beruf so wenig hoch halten, durch die häufige Lauheit oder Nachlässigkeit in seiner Erfüllung, verfeinden sie sich mit der über ihnen stehenden Klasse, welche sich mit Recht über jene unverbesserlichen Fehler und Mängel beklagt und allein nur die Tugend der Geduld ihr gegenüber in Anwendung zu bringen vermag.

Wie diesen beklagenswerthen Stand der Dinge ver-

beſſern? Wie die zahlloſen Ungerechtigkeiten, welche unaufhörlich gegen ſie begangen werden, die Irrthümer und Leiden dieſer großen Klaſſe verringern, aus deren Mitte unſere Kirchhöfe, Spitäler, Gefängniſſe und Arbeitshäuſer ſo viele Opfer fordern?

Viele Schriftſteller beiderlei Geſchlechts beſtreben ſich gegenwärtig, dieſe Frage zu beantworten; und viele Andere, welche mehr durch ihr Leben, als mit der Feder wirken, bemühen ſich praktiſch, das Räthſel zu löſen. Ehre und Erfolg möge Alle krönen! Jedes wird von ſeinem Platze aus die Geſellſchaft anſpornen, das ihrige dazu beizutragen.

In dieſen „Gedanken“ jedoch möchte ich mich mehr an die Einzelnen wenden, nicht an die Geſellſchaft im Allgemeinen, denn, wie wir recht wohl wiſſen, „Jedermanns Sache iſt ſehr oft Niemandes Sache“ — ſondern an jede einzelne Frau in ihrer Eigenſchaft als Arbeitgebende oder als Arbeiterin.

Zuerſt als Arbeitgebende.

Ich fürchte, es kömmt von einer natürlichen Unvollkommenheit in der Beſchaffenheit unſeres Geſchlechtes

her, daß es so schwer ist, uns Gerechtigkeit zu lehren. Gewiß war es ein Mißgriff, diese bewunderungswürdige Tugend als Weib darzustellen und der Allegorist scheint es mit Recht nothwendig gefunden zu haben, ihr die Augen zu verbinden. Güte, Selbstlosigkeit und Mildthätigkeit sind uns als Naturgabe verliehen, allein ich wünschte, meine Schwestern möchten sich bestreben, jene weit schwerere und viel weniger anziehende Tugend — Gerechtigkeit, besonders gegenseitige Gerechtigkeit — zu lernen und auszuüben. Haben wir mit Männern zu thun, so ist für diese die Gefahr in der Regel weit kleiner, da das Gesetz der Selbsterhaltung, ohne Zweifel aus weisen Gründen, dem männlichen Geiste stark genug aufgedrückt ist. Allein in dem Verkehr zwischen Frauen mit Frauen liegt die Schwierigkeit. Können wir mit gutem Gewissen die Frage verneinen, ob es nicht offen oder heimlich unser Hauptbestreben ist, die möglichst große Menge Arbeit um den möglichst kleinen Preis zu erhalten? Wir meinen nichts Schlimmes dabei, wir handeln aus gutem Grunde, zu unserm und der Unsrigen Vortheil; allein wir begehen damit einen Akt der Unge-

rechtigkeit, welcher der ſchlechten und mittelmäßigen Arbeit den größten Vorſchub leiſtet, während gute Arbeit beklagenswerth ſelten und übermäßig theuer wird. Und kann es anders ſein, ſo lange man fortwährend wohlhabende und ſonſt ganz achtungswerthe Damen ſagen hört: „O, ich habe dieß oder jenes beinahe zu dem halben Preiſe gekauft — ein herrlicher Handel!“ oder: „Wiſſen Sie, daß ich ſolch' eine wohlfeile Kleidernähterin ausfindig gemacht habe?“ Dieſe Damen möchte ich darauf aufmerkſam machen, daß man weder Arbeit noch Material „wohlfeil“ — d. h. unter dem anerkannten Durchſchnittspreis — erhalten kann, ohne daß Jemand dabei betrogen wird. Demzufolge ſind dieſe Verehrerinnen der Wohlfeilheit, wenn ſie nicht ſelbſt die Betrogenen ſind, was häufig genug der Fall iſt, ſehr wenig beſſer als — vornehme Schwindler.

Eine weitere Erwägung kömmt hier in Betracht: wenn die Arbeit nicht den ihr gebührenden Lohn erhält, ſo wird ſie nothwendiger Weiſe ſchlechter gemacht, und die Folge iſt, daß an dieſelbe ein geringerer Maßſtab angelegt wird. So oft ich einen niedrigen Preis für ein

ſchlechtgemachtes Kleid oder einen geſchmackloſen, nachläßig gemachten Hut bezahle — was wohlfeil iſt, iſt ſelten ſolid und hübſch — begehe ich nicht nur ein Unrecht gegen mich ſelbſt, ſondern auch gegen meine Nähterin oder Putzmacherin, indem ich nachläſſige Arbeit und ſchlechten Geſchmack begünſtige und dadurch in geradem Widerſpruch mit einer Regel handle, auf deren Grund ſo vieles, was ſchön und lobenswerth in dem weiblichen Charakter iſt, beruht — daß „was werth iſt, überhaupt gethan, auch werth iſt, gut gethan zu werden.“ Wenn ich aber auf der andern Seite wirklich gute Arbeit wiſſentlich unter ihrem Werthe bezahle, ſo eigne ich mir dadurch fremdes Gut auf unrechtmäßige Weiſe zu und bin, wie oben geſagt, nicht mehr und nicht weniger, als ein Schwindler — ein Dieb.

Zu unſerer Beſchämung müſſen wir geſtehen, daß die Männer im Allgemeinen zu dieſem kleinlichen Laſter weit weniger geneigt ſind, als wir. Selten wird ein Mann mit ſeinem Schneider handeln oder mit ſeinem Diener um ein paar Gulden Lohn knickern. Entweder hat größere Erfahrung ſeinen Geſichtskreis erweitert

oder er hat weniger Zeit und Luſt zum Handeln. Unter uns findet man leider die meiſten Beiſpiele von Knickerei — nicht jene edle Sparſamkeit, die ihre perſönlichen Bedürfniſſe auf die engſten, vernünftigen Grenzen beſchränkt, ſondern jenen gemeinen Geiz, welcher dieſelben unter dem Preiſe zu befriedigen ſucht, folglich eher auf Anderer, als auf eigene Koſten. Gegen dieſe ſchreiende Sünde — nicht weniger eine Sünde, weil ſie oft die Maske der Tugend trägt und ſogar manchmal ihren urſprünglichen Grund in einer Tugend hatte — iſt es unſere Pflicht, als Frauen, mit aller Macht anzukämpfen. Und dieß um ſo mehr, als die Verſuchung, dieſelbe zu begehen, für uns deßhalb oft ſo groß iſt, weil ſo mancher heiße Kampf, mit oft ſehr beſchränkten Mitteln auszureichen und die Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen, in der Regel ganz allein uns Frauen zum Looſe fällt — ein Kampf, deſſen Größe die Männer in ihrer Erhabenheit über ſolche kleinliche Dinge und in ihrer rückſichtsloſen Gleichgültigkeit gegen alles Detail der Ausgaben ſelten weder fühlen noch würdigen können.

Ich will hier nicht den Beweis für die durch die

Erfahrung begründete Behauptung führen, daß das Wohlfeilſte zuletzt immer das Theuerſte iſt, weil ich die Frage vom Standpunkte der moraliſchen Gerechtigkeit aus zu erörtern wünſche.

Eine andere, weniger in die Augen fallende, doch eben ſo ſchädliche Ungerechtigkeit wird fortwährend von uns Frauen begangen — nämlich die, Geſchäftsſachen auf ungeſchäftsmäßige Weiſe zu erledigen. Wenn wir uns bei unſern Anordnungen Nachläſſigkeit, Unregelmäßigkeit oder Verzögerung zu Schulden kommen laſſen, die koſtbare Zeit unſerer Arbeiterinnen unnöthig in Anſpruch nehmen und vor allem der Deutlichkeit und Entſchiedenheit ermangeln, ſo ſind dieß Fehler, über welche ſich Niemand an einem Kunden zu beklagen wagt, die jedoch oft ſehr ſchlimme Folgen haben. Die erſte Eigenſchaft vielleicht, welche wir haben ſollten, wenn wir eine Beſtellung machen, iſt, zu wiſſen, was wir wollen, die zweite, unſere Wünſche klar auszudrücken, um die Möglichkeit eines Mißverſtändniſſes zu vermeiden, und nie ſollte die Arbeiterin einen durch unſere Unſchlüſſigkeit oder Undeutlichkeit verſchuldeten Schaden tragen müſſen.

Es gibt eine Ungerechtigkeit, deren ich wohl kaum zu erwähnen brauche, so sehr grenzt sie an wirkliche Unehrlichkeit. Jede Frau, welche die Bezahlung einer Rechnung geflissentlich verschiebt, oder auf irgend eine Art ihre Pflicht ihrer Behaglichkeit, ihr Rechtlichkeitsgefühl ihrem Vergnügen unterordnet — welche einen einzigen Tag eine einzige Person auf die Tilgung einer Schuld warten läßt, die zu berichtigen irgendwie in ihrer Macht steht — eine solche Frau weiß so wenig, was ächte Weiblichkeit ist, daß ich lieber gar nicht von ihr sprechen will.

Und nun zu der Klasse der Arbeitenden. Sie zerfällt in so viele Abtheilungen, daß ich nur im Allgemeinen sprechen kann, ohne auf die einzelnen Beschäftigungen einzugehen, welche sich von Jahr zu Jahr vervielfältigen und immer mehr an Ausdehnung gewinnen. Die Welt kömmt allmählich zu der Ueberzeugung, daß die Frauen viel mehr Fähigkeiten besitzen, als man früher voraussetzte; daß sie nicht nur gute Uhrmacherinnen, Rechnungsführer und Telegraphisten sein, sondern auch in den verschiedenartigsten Gewerken verwendet werden

können; und dieß wäre ohne Zweifel noch mehr der Fall, wenn die gewöhnliche Ausbildung, welche faſt jeder junge Mann Gelegenheit hat, ſich anzueignen und die man auf jeden Fall bei ihm vorausſetzt, als ebenſo unentbehrlich für die weibliche Jugend betrachtet würde. Und wie gut in der That, wenn dem ſo wäre! denn es gibt gewiß kein Verhältniß im Leben, in welchem Geſchäftskenntniß nicht von größtem Werthe für jede Frau ſein müßte.

Vielfach wird der Einwurf erhoben, das Beſtreben des einen Geſchlechtes, die Geſchäfte des anderen zu verrichten und ſich in deſſen Stelle zu drängen, verkleinere den Werth der Arbeit und verringere dadurch, zum offenbaren Nachtheil beider, die Ausſicht auf Heirath. Eine liebliche Anſchauung der Dinge! welche das zweideutige Compliment für uns enthält, daß man ſich augenſcheinlich vor der Concurrenz unſerer Kräfte fürchtet, und Verheirathung als den einzigen Zweck und Nutzen unſeres Daſeins anſieht!

Allein die Natur ſelbſt widerlegt dieſen Einwurf ohne unſer Zuthun. Sie hat unſere phyſiſchen Kräfte

hinreichend begrenzt, um uns nicht zu gefährlichen Rivalen der Männer werden zu laſſen; ſie hat uns Inſtinkte gegeben, vermöge welcher der Platz am heimathlichen Herde und an der Wiege unſerer Kinder uns immer der theuerſte ſein wird — wenn wir ſolche Pflichten zu erfüllen haben. Und wäre dieß auch nicht der Fall, der oben erwähnte Einwurf würde doch der Begründung ermangeln, denn es muß ein gewiſſes Maß von Arbeit gethan, die Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft müſſen befriedigt werden — würde der männliche Theil derſelben gewinnen, wenn er die ganze Laſt allein auf ſeinen Schultern tragen müßte? würde es den Werth ſeiner Arbeit erhöhen, die unſrige herunterzuſetzen? oder zu ſeinem Vortheil gereichen, uns mit Gewalt in Unthätigkeit, Unwiſſenheit und Unfähigkeit zu erhalten? Schwerlich! Und ſo mögen denn die Frauen lernen, was ſie können, und, was ſie gelernt haben, thun, ſo gut ſie es können. Ferne ſei von uns die Befürchtung, es möchte nicht dennoch ein hinreichend weites Feld für die Thätigkeit der Männer, und zwar nur der Männer allein, offen bleiben, und das natürlichſte und liebſte

„métier“ der meiſten Frauen nicht immer die Arbeit am häuslichen Herde ſein.

Eine Beſchäftigung wird in ihrer großen Mannigfaltigkeit wohl zu allen Zeiten hauptſächlich unſerm Geſchlechte überlaſſen bleiben — der Gebrauch der Nadel.

Wer unter uns hat nicht eine große Verehrung vor dieſem zarten kleinen Werkzeug? wen hat es nicht ſchon wunderbar getröſtet und aufgeheitert? wem war es nicht oft ſchon im Leben die beſte Waffe gegen Erſchlaffung und trübe Gedanken? wie Manchen die einzige Hülfe in Armuth — eine liebe Freundin zu allen Zeiten! Das erſte zuſammengeſtoppelte Puppenkleidchen — die erſte Naht für die Mutter genäht, der erſte Saum an Vaters Taſchentuch — die erſten ängſtlichen Stiche für Denjenigen, dem die Hand mit all ihren Pflichten gehören ſoll — vor allem das erſte in ſüßer Erwartung, mit zärtlicher Liebe vollendete Kleidchen für das bis jetzt noch ungekannte und ungeſehene kleine Weſen — gewiß, Niemand, als wir ſelbſt, kann wiſſen, was die Nadel für uns Frauen iſt!

Allen gehörigen Reſpekt vor dem Kopfe, aber ich

glaube, eine Frau kann nie früh genug lernen, ihre zehn Finger ebenso in Ehren zu halten.

Es ist keine kleine Sache, eine gute Nähterin zu sein, und wer je versucht hat, selbst ein Kleid zu machen, weiß recht gut, wie viel Geduld, Geschicklichkeit und Scharfsinn, ja, sogar eine Art von Genie, dazu gehört, um einen guten Erfolg zu erzielen. Der armen Schneidernähterin sollte somit am wenigsten gute Bezahlung vorenthalten werden, und anstatt sie herunterzusetzen, würden wir weit besser daran thun, sie zu lehren, ihre Kunst als eine solche zu betrachten und einen freudigen Stolz in dieselbe zu setzen. Denn es ist gewiß sehr die Frage, ob irgend eine Arbeit vollkommen gut und würdig vollbracht werden kann, wenn der Arbeiter nicht ein höheres und edleres Interesse daran nimmt, als dasjenige ist, Geld damit zu verdienen. Ich kenne eine Kleidernähterin, welche sich förmlich persönlich beleidigt fühlt, wenn man sich ihrem Geschmack nicht unterwerfen will, die weder Zeit noch Mühe spart, ihre Kunden nach ihren besten Kräften recht schön zu kleiden, und durch die Wichtigkeit, mit welcher sie ihr Geschäft betreibt, uns

halb überzeugen möchte, daß die Geſchicke der ganzen civiliſirten Welt von der edlen, aber vernachläſſigten Kunſt des Kleidermachens abhängen. Alle Achtung vor dieſer Frau!

Viel iſt geſagt worden über die Pflichten der Arbeitgebenden gegen die Arbeitenden, und ebenſo viel wäre in Bezug auf das umgekehrte Verhältniß zu ſagen. Eine Perſon, welche mehr Arbeit annimmt, als ſie liefern kann, ihr Verſprechen nicht hält, Unwahrheiten zu ihrer Entſchuldigung ſagt, verſchwenderiſch und unpünktlich iſt, müſſen wir als kaum weniger unehrlich gegen ihre Arbeitgeberin bezeichnen, als wenn ſie dieſelbe geradezu beſtehlen würde. Der Mangel an Gewiſſenhaftigkeit, welcher unter den kleinen Kaufleuten und Gewerbetreibenden nur zu allgemein iſt, trägt mehr, zehn Mal mehr dazu bei, die alte, leidige Kluft zwiſchen den höheren und niederen Klaſſen zu vergrößern und zu erweitern, als aller engherzige Stolz und Hochmuth der vorurtheilvollſten Ariſtokratie.

Möchten doch einmal die arbeitenden Frauen *ihren* Stolz zuſammennehmen, ihn mit Verſtand und Muth

handhaben und anfangen, ſich ſelbſt zu erziehen — denn Erziehung iſt die große Bewegkraft in dem Fortſchritt aller Klaſſen. Und es gibt gewiß wenige Verhältniſſe im Leben, möge dieſes am Laden- oder am Nähtiſche, im Arbeitsſaale oder zu Hauſe zugebracht werden, in welchen ein junges, verſtändiges weibliches Weſen nicht einige Gelegenheit finden könnte, Belehrung zu erlangen, wäre es vielleicht auch nur aus einem auf Augenblicke erhaſchten Buche — aus dem Blicke auf das Schaufenſter eines Bücherladens, an welchem ſie vorübergeht — aus der ſtillen Beobachtung und Nachahmung alles deſſen, was ihr an Denjenigen der gebildeteren Klaſſe, mit welchen ſie in Berührung kömmt, als recht und gut erſcheint. Wie langſam ihre Fortſchritte auch ſein mögen — wenn ſie den aufrichtigen Wunſch nach geiſtiger Vervollkommnung, den wahren Durſt nach dem Guten und Schönen in ſich trägt — denn das Gute iſt immer das Schöne — ſo wird ſie gewiß ihr Ziel erreichen.

Es gibt eine Klaſſe, welcher durch ihren täglichen und ſtündlichen Verkehr mit Höherſtehenden wohl am meiſten Gelegenheit zu dieſer allmähligen Selbſterziehung

gegeben iſt — ich meine die Klaſſe der Dienſtboten; allein über dieſe iſt ſo vieles zu ſagen, daß ſie den Gegenſtand eines beſonderen Kapitels bilden müſſen.

Ich möchte wohl, daß Jemand ſtatt des gewöhnlichen Rufes nach Hebung der arbeitenden Klaſſen die Frage aufſtellte, ob es nicht möglich wäre, in denſelben den Wunſch zu erwecken, ſich ſelbſt zu heben? Jedes Wachsthum in der Natur wird weniger von außen, als durch das innerliche Lebensprinzip befördert. Die Strömung unterhalb des Waſſers hilft das Eis zu brechen; die befruchtenden Säfte der Erde, nicht der Sonnenſchein allein, locken die grünen Blättchen im Frühling hervor. Ich zweifle, daß irgend eine Klaſſe erfolgreich gehoben werden kann, wenn ſie nicht die Kraft zeigt, ſich ſelbſt zu heben, und das Erſte, was man thun muß, um ihr Achtung zu verſchaffen, iſt, daß man ſie lehre, ſich ſelbſt zu achten.

„Jede Arbeit bringt Gewinn“ — und Gewinn nicht nur, ſondern auch Ehre — wenn die Arbeitenden dieſe nur anerkennen wollten; wenn die gegenwärtig ſo geläufigen Redensarten über die „Würde der Arbeit“

endlich einmal zur That würden; wenn, um mit dem Anfang anzufangen, Jede von uns nur zunächſt einmal diejenigen jungen Mädchen, welche unter unſerm unmittelbaren Einfluß ſtehen, überzeugen könnte, daß, ein geſchmackvolles Kleid oder einen hübſchen Hut zu machen — ja, ein gutes Mittageſſen zu kochen oder ſtolz auf ein reinlich gehaltenes Haus zu ſein, eine ſehr achtbare Sache an ſich iſt, ganz abgeſehen von dem daraus für ſie erwachſenden Vortheil.

Selten wird einem wirklich guten Arbeiter, wenn er auch nur mit der gewöhnlichſten Ausſicht auf Erfolg beginnt, Beſchäftigung fehlen; noch ſeltener wird es einer Arbeiterin von auch nur mäßiger Geſchicklichkeit, welche Fleiß und Eifer mit Höflichkeit und Pünktlichkeit verbindet, an Kunden mangeln. In unſern Tagen ſcheint die Hauptſchwierigkeit nicht in der Anerkennung des Verdienſtes, ſondern in der Auffindung deſſelben zu beſtehen; vor allem ſolchen Verdienſtes, welches ſich ſelbſt richtig erkennt, Glauben an ſich hat und ſeiner eigenen Kraft vertraut, um ſeinen Platz in den hochgehenden Wellen dieſer ſtürmiſchen Welt zu behaupten.

Doch ich werde aus dieſem Utopien der weiblichen Erwerbszweige durch das entfernte, halbunterdrückte Lachen meiner beiden Dienſtmädchen zurückgerufen, welche nun zu Bette gehen und deren Munterkeit in dem ſtillen Hauſe wiederhallt; ſowie durch die Erinnerung, daß ich ſelbſt morgen bei Zeiten aufſtehen muß, da ich meine neue Nähterin an dieſem Tage erwarte. Nun, ſie ſoll freundlich behandelt werden, es ſoll ihr nicht an Eſſen und Trinken, an Licht und Wärme fehlen, und obgleich ich ſtreng und unerbittlich wie das Schickſal hinſichtlich ihrer Leiſtung ſein werde, ſo ſoll ſie doch Zeit genug haben, ihre Arbeit zu vollbringen. Nicht mehr ſoll von ihr verlangt werden, als ihre Fähigkeit erlaubt und ihr Wort verſprach — doch davon werde ich keinen Zoll nachlaſſen, weil dieß ein Unrecht gegen uns Beide wäre. In der That, der eigentliche Grund, weßhalb ich ſie nahm, war auf ihr ehrliches Geſicht und ihre offenherzige Rede hin: „Madame, wenn ſie nicht warten können oder jemand Beſſeres wiſſen, ſo nehmen Sie mich nicht, wenn ich aber ſage, ich komme, ſo werde ich auch kommen.“*

* (Nachſchrift.) Sie iſt nicht gekommen!

Ehrliches Mädchen! wenn ſie ſich gut hält, um ſo beſſer für uns Beide; wo nicht, ſo werde ich wenigſtens die Genugthuung haben, meinem Grundſatze treu geblieben zu ſein: Andern zu thun, wie ich möchte, daß man mir an ihrer Stelle thue — und in demſelben iſt am beſten alles ausgedrückt, was ich über dieſen Gegenſtand ſagen wollte.

Die weiblichen Dienſtboten.

Obgleich die weiblichen Dienſtboten zu den in dem letzten Kapitel behandelten Frauen gehören, ſo bilden ſie doch eine beſondere Klaſſe, welche nicht nur ſehr wichtig an ſich, ſondern von dem weſentlichſten Einfluß auf das allgemeine Wohl iſt.

Eine treue Dienerin — nächſt einer treuen Freundin die beſte und ſeltenſte Gabe! — wer unter uns hat nicht ſchon eine ſolche gehabt oder zu haben ſich geſehnt? Ein unſchätzbares Glied der Familie, welcher ſie überall hin folgt und deren Freuden und Leiden ſie unter allen Veränderungen gekannt und getheilt hat, iſt ſie immer bei der Hand, um für die hundert Kleinigkeiten und Bedürfniſſe zu ſorgen, welche nun einmal die Behaglichkeit des täglichen Lebens ausmachen. Man kann ihr vertrauen, ob man ſie unter Augen habe oder nicht, ihre Hülfe in Anſpruch nehmen zur Zeit oder Unzeit, ſich auf ſie verlaſſen in Abweſenheit, Krankheit oder Kummer —

immer wird ſie die Maſchine des Hausweſens im Gange erhalten, und endlich darf man bei ihr zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen jener gewiſſenhaften Dienſttreue verſichert ſein, welche mit Geld nie zu erkaufen und nie zu bezahlen iſt.

So könnten, ſo ſollten die Dienſtboten ſein — aber ach, wie ſelten ſind ſie ſo!

Sehen wir uns in den verſchiedenen uns bekannten Haushaltungen um, ſo fürchte ich werden wir finden, daß dieſes Verhältniß von Herr (oder Herrin) zu Diener (oder Dienerin) im Ganzen ein ſo wenig richtiges iſt, als irgend eines unter der Sonne, und doch iſt es ein ſo nothwendiges und wohlbegründetes; nicht nur beſteht es ſeit der Erſchaffung der Welt, ſondern es iſt auch ſowohl durch bibliſche als weltliche Kroniken ſo geheiligt worden, daß es nächſt den Banden des Blutes und der Freundſchaft die Menſchen am engſten verbinden ſollte.

Weſſen Fehler iſt dieß? Des Vorgeſetzten, welcher das Anſehen, auf das er einzig und allein vermöge ſeiner Stellung Anſprüche machen zu dürfen glaubt, durch Erziehung und geiſtigen Fortſchritt um ihn her mehr und

mehr verſchwinden ſieht, und daſſelbe dadurch erzwingen will, daß er, freilich vergebens, die Kluft, welche ihn von ſeinen Dienſtboten trennt, immer mehr zu erweitern ſucht? oder des Untergebenen, welcher genug vorangeſchritten iſt, um die Schwächen der über ihm ſtehenden Klaſſe herauszufinden, doch nicht genug, um ſeine eigenen zu erkennen, und den blinden Gehorſam und die Ehrerbietung früherer Zeiten abſchwört, ohne den höheren Geiſt unſerer Tage zu erfaſſen, da durch das Chriſtenthum ſelbſt in der Perſon ſeines göttlichen Stifters das Geſetz der Dienſtbarkeit neu gebildet, gehoben und geheiligt wurde? „Der Vornehmſte unter Euch ſei Euer Diener“.

Dieſe Erkenntniß der Heiligkeit des Dienſtes, welche gewiſſermaßen den Dienenden und Befehlenden auf gleiche Stufe ſtellt, erſcheint als der Hauptpunkt, um den alle untergeordneten Punkte ſich drehen und welchen beide Theile, denen er ſo große Verpflichtungen auferlegt, nie aus den Augen verlieren ſollten; und doch, wie oft und viel wird gerade dieſer Punkt außer Acht gelaſſen!

Da iſt z. B. Frau Schmidt, welche den Lohn ihrer

Köchin durch allerlei geſchickte Anordnungen wegen Kaffee und Zucker um ein Drittel herabdrückte, und welche ihr Stubenmädchen, die hübſche Suſanne, plötzlich entlaſſen und ſo allen Verſuchungen einer großen Stadt preisgegeben hat, weil ſie unterwegs mit einigen „Verehrern“ geſprochen — da iſt die ehrenwerthe Frau Braun, deren Zimmermädchen Liſette bis zu Tagesanbruch aufbleiben muß, nur um ihrer Dame das Kleid auszuziehen, und welche letzte Woche drohte, wenn ſie auch nicht wagte, es auszuführen, die Kinderfrau wegzuſchicken, weil ſie ſich durch ein „unartiges Wort“ von den roſigen Lippen ihres kleinen Söhnchens verletzt fühlte, das nur beim Deſſert erſcheinen darf und um deſſen phyſiſche und moraliſche Erziehung ſie ſich niemals bekümmert — ſagt einmal dieſen „Damen“, daß die in ihren Dienſten ſtehenden Frauen oder Mädchen aus demſelben Stoffe geſchaffen ſind, wie ſie ſelbſt, ſo werden ſie es natürlich, dem Wortlaut nach, zugeben. Veranlaßt ſie jedoch, dieſe Wahrheit praktiſch auszuführen — zu geſtehen, daß ſie und ihre Dienſtboten dieſelben Gefühle und Leidenſchaften haben, derſelben Veredlung und Verſchlimmerung des

Charakters fähig und denſelben moraliſchen Geſetzen unterworfen — mit einem Worte, daß ſie alle „Schweſtern“ ſind, ſich ſelbſt und dem andern Geſchlecht für den Einfluß verantwortlich, welchen ſie gegenſeitig auf einander ausüben — ſo werden ſie, fürchte ich, dieſe Zumuthung ſehr lächerlich finden. „Schweſtern!“ in der That! Gewiß nicht, unter keinen Umſtänden! Kaum wenn der Tod, der Alles gleich macht, bleibend dazwiſchen getreten iſt, werden wir es getroſt wagen, über einem Erdhügel zu bekennen: „Hier ruht unſere liebe Schweſter!“

Ich bin weit herumgekommen in der Welt, und doch habe ich kaum ein Hausweſen gefunden, reich oder arm, ſtreng oder mild, chriſtlich oder weltlich, vornehm oder gering, welches das klare Gebot des neuen Teſtamentes in Bezug auf Dienſtbarkeit und Dienſtboten als ſeinen leitenden Grundſatz anerkannt hätte.

Dieſes Gebot ſpricht in keiner Weiſe von Gleichheit und nur die eitelſte aller Täuſchungen kann das Geſetz der Gleichheit aufſtellen, welches in dieſer Welt nicht beſteht und nicht beſtehen kann, und welches die höchſte religiöſe

und ſociale Geſetzgebung nie als möglich angenommen hat.

Meine Köchin z. B. bereitet das Mittageſſen und ſendet es herein. Sie thut es ſeit lange und daher hundertmal beſſer, als ich es könnte, ja ſie ſetzt ihre Freude und ihren Stolz darein, wofür ich ihr ſehr dankbar und aufrichtig verpflichtet bin, denn eine gute Köchin iſt ein Segen für das Hausweſen und kein geringer Beförderer der Geſundheit und guten Laune. Demzufolge behandle ich ſie mit Achtung und betrete ſogar ihr Bereich mit einer gewiſſen ehrerbietigen Scheu. Allein ich lade ſie nicht ein, bei der von ihr bereiteten Mahlzeit ſich der Geſellſchaft anzuſchließen, welche für mich die beſte Würze dabei iſt. Sie iſt dazu nicht geboren noch erzogen. Gute alte Seele! ſie würde bei dem witzigſten bon-mo gähnen und über der geiſtreichſten Unterhaltung einſchlafen. Beſſer, wir laſſen ſie in Frieden bei ihrem Herdfeuer.

Ebenſo iſt es mir eine wirkliche Freude, mein zierliches Jüngferchen zu beobachten, wie ſie im Salon aus- und eingeht, und an ihren glänzenden Augen zu ſehen,

daß ſie Vieles von dem verſteht, was eben geſprochen worden und vielleicht auch ſchon Manches dabei gelernt hat; dennoch würde ich nie daran denken, ſie aufzufordern, einen Platz unter den Gäſten einzunehmen. Armes, kleines Ding! ſie würde ſich ebenſo unglücklich und nicht an ihrem Platze fühlen, als ich in der lärmenden Chriſttagsgeſellſchaft, deren Mittelpunkt ſie iſt und in welcher ſie mehr ſchöne Reden und Complimente zu hören bekömmt, als ich in meinem ganzen Leben. Und obgleich ich ſie ſehr gerne nett angezogen ſehe und mich nicht beſinne, es ihr zu ſagen, wenn ſie meine Augen durch eine blaue Schleife auf einem grünen Kattunkleide beleidigt, ſo finde ich es nach derſelben Regel ganz unnöthig, ihr, wenn ſie mir mein ſeidenes Kleid anziehen hilft, mein Bedauern über beſagtes baumwollenes auszuſprechen oder ihr den Gebrauch meiner Toilette und meinen Schutz anzubieten für die Geſellſchaft, welche ich eben beſuchen will und in der mir unter zwanzig kaum ein Geſicht ſo angenehm, ſo freundlich und ſo nothwendig iſt, als das ihrige.

Nichtsdeſtoweniger ſind Beide an ihrem Platze. Von der Vorſehung iſt Jeder der ihrige angewieſen und ſo

lange ſie ihn einnehmen, haben ſie nicht das geringſte Recht, die ihnen gezogene Grenze zu überſchreiten, welche vielleicht beſſer ſtillſchweigend, als offen anerkannt wird, nie aber durch irgend ein lächerliches Streben nach Gleichheit verläugnet oder bei Seite geſetzt werden darf. Doch Einen Vereinigungspunkt gibt es — tief unter oder hoch über allen äußerlichen Grenzen ſtehend — die ächte Weiblichkeit, welche allen gemein iſt.

Würde meiner kleinen Zoſe irgend etwas zuſtoßen, würde ich ſehen, daß ſie über einen Brief ihres Vaters weint, oder daß ſie lachend und mit gerötheten Wangen hereinſpringt, nachdem ſie die Gartenthüre hinter Jemand zugeſchloſſen, ſo fürchte ich, mein Herz würde ebenſo warm für ſie ſchlagen, als für eine gewiſſe Dame in einem gewiſſen Schloſſe (obgleich ich noch nie eine Karte dort abgegeben), welche Morgenſpaziergänge macht und mit ihren kleinen Kindern ausfährt — gewiß eine beſſere Frau und Mutter als neun Zehntel ihrer Unterthanen.

Sollten wir nun nicht die wahre Gleichheit in dieſer Anerkennung einer gemeinſamen Natur ſuchen, deren vom Himmel ſelbſt bezeichnete Geſetze die Richtſchnur aller

unſerer Handlungen ſein ſollen? Könnten doch Herrinnen ſowohl als Dienerinnen ſich entſchließen, dieſe Gleichheit anzuerkennen — nicht als eine bloße Gefühlstheorie, ſondern als eine wirkliche anwendbare Thatſache, als die Grundlage und den Ausgangspunkt aller Beziehungen zwiſchen ihnen.

Es gilt dieſes gleichmäßig für Herrinnen und Dienerinnen, und an die Letzteren möchte ich mich nun wenden, in der feſten Hoffnung, daß jedes Haus, in welchem dieſe Zeilen geleſen werden, jene an ſich ſo gute und nützliche Sitte befolgen werde: die in die Familienbibliothek aufgenommenen Bücher an ruhigen Abenden, Sonntags und Feiertags, hinaus zu ſchicken, damit ſie nach vollbrachtem Tagwerk in der Küche geleſen werden. Denn gewiß ſollten keinem menſchlichen Weſen nach wohlgethaner Arbeit die mit ſeinem Berufe vereinbarlichen geiſtigen Fortſchritte verwehrt werden.

Vor allen Dingen möchte ich die weiblichen Dienſtboten davon überzeugen, wie ſehr das phyſiſche und moraliſche Wohl der Geſellſchaft von ihnen abhängt. Und zwar ſage ich dieß, ohne zu fürchten, ihre Einbildung

dadurch zu ſteigern; es iſt nicht die Verantwortlichkeit, ſondern der Mangel oder der Verluſt derſelben, welche den Charakter erniedrigt. Das Gefühl, daß man etwas ſein kann oder ſein könnte, iſt oft der erſte Schritt, um es zu werden, und es iſt im Allgemeinen gewiß klüger, die Menſchen ſo zu behandeln, daß ſie ſehen, man hält ſie für beſſer als ſie wirklich ſind, wodurch ihnen vielleicht der Sporn gegeben wird, das zu werden, wofür man ſie hält, als alle Hoffnung zu erſticken, jedes Streben zu lähmen und durch verächtliche Zweifel ſie ſo lange zu erbittern, bis ſie wirklich ſo ſchlecht werden, als man von ihnen angenommen.

Wenn die jungen Mädchen, denen das Loos des Dienens zugefallen iſt, deren Aufgabe es geworden, die Behaglichkeit im Hauſe herzuſtellen und zu erhalten, und vor allem, denen die Sorge für die Kinder obliegt — wenn ſie ſich einmal ihrer eigenen Wichtigkeit als einer ganzen Klaſſe, ihrer Fähigkeit, ſich nützlich zu machen, bewußt geworden wären, ſo glaube ich, würden ſie dadurch ein viel höheres Gefühl der Selbſtachtung erhalten und von doppeltem Werthe für das Gemeinwohl werden.

Weßhalb geht Ihr „in den Dienſt?“ Wegen des Lohnes natürlich, und die Hauptſache dabei iſt, wie viel Geld Ihr verdienen könnt und wie es auf die leichteſte Weiſe geſchehen mag. Ein guter Ruf iſt Euch ebenſo unentbehrlich, und ſo wählt Ihr Euch ehrenwerthe Familien aus und bleibt eine gewiſſe Zeit in denſelben. Inzwiſchen ſuchen die Strebſamen und Vernünftigen unter Euch ſo viel zu lernen, als ſie Gelegenheit dazu finden, — allein nur als ein Mittel, um ſich zu verbeſſern. „Sich zu verbeſſern“ gilt in der Regel als ein hinreichender Grund, den angemeſſenſten Platz und die beſte Herrin zu verlaſſen.

In Wahrheit iſt das Band zwiſchen Euch und Eurer Dame nichts, als ein Handel — eine Sache, die mit Gulden, Kreuzern und Pfennigen abgemacht wird; Ihr thut gerade ſo viel, als ſie verlangt oder als Ihr glaubt, daß Euer Lohn ſie berechtige, von Euch zu erwarten — aber kein bischen mehr. Was die Anſprüche, Vorrechte und Uebereinkünfte betrifft, ſo ſind ſie nicht ſelten Veranlaſſung zu täglichen Kämpfen oder ſpitzigen Unterhandlungen zwiſchen Küche und Wohnzimmer. Das

Letztere interessirt sich nicht für die Erstere, es genügt, daß Ihr Eure Arbeit thut und an Eurem Platze bleibt, während Euch „die Familie“ vollkommen gleichgültig ist, sofern sie Eure Neugierde nicht anregt und Euch nicht Veranlassung zu Klatschereien gibt. Ihr bleibt oder geht, gerade wie es Eurer Herrschaft oder Euch selbst beliebt, legt einen vorgeschriebenen Kreislauf von Geschäften zurück, betragt Euch ziemlich ordentlich, seid höflich, ehrlich — wenigstens im Großen — und sagt nur so viele harmlose Unwahrheiten, als Eure Zwecke erheischen. Und so geht es fort von „Stelle“ zu „Stelle“, nirgends bleibend, nirgends verantwortlich; zuweilen verheirathet ihr Euch und kommt dadurch in eine ganz andere Sphäre, noch öfter aber fahrt Ihr in derselben Weise fort von Jahr zu Jahr, legt wenig genug zurück an Kapital und Anhänglichkeit, doch geht es Euch ganz gut — in Eurem Sinne des Worts — bis Alter und Krankheit kommen, und dann — was wird aus Euch?

Irgendwo habe ich gelesen, daß in unsern Hospitälern und Irrenanstalten nächst der der Gouvernanten

keine Klaſſe ſo zahlreich vertreten iſt, als diejenige der weiblichen Dienſtboten.

Ich erinnere daran, daß ich nicht die auf tieferer Stufe Stehenden, ſondern die Ehrbaren, Anſtändigen unter Euch im Auge habe, Diejenigen, welchen gute Stellen und ein angemeſſener Lohn immer zu Gebote ſtehen, ſo lange ſie im Stande ſind, ſie anzunehmen. Von der unterſten Klaſſe, jenen unwiſſenden, thörichten Mädchen, welche um ihrer Unfähigkeit willen, irgend etwas zu thun oder zu lernen, von Haus zu Haus getrieben oder gar ſchimpflich ausgeſtoßen werden, wegen Mangels an dem — ihnen vielleicht nie beigebrachten — Verſtändniß der gewöhnlichſten Geſetze der Sittlichkeit in der menſchlichen Geſellſchaft, die ſich wenigſtens der offenen Uebertretung des ſechsten, ſiebenten, achten und neunten Gebotes widerſetzt — von dieſen ſo Tiefſtehenden unter Euren Schweſtern kann ich jetzt nicht wagen zu ſprechen. Ich rede von Töchtern achtungswerther Eltern, welche mit guten Ausſichten in den Dienſt treten, in der Regel leſen und ſchreiben können und genug Verſtand und Erziehung beſitzen, um ſich ſelbſt und ihrer Umgebung

zum Segen werden zu können, wenn ihr Verſtand nicht ſo oft zu einer bloßen „Schlauheit“ herabſinken würde, weil ihnen jene Eigenſchaft, die ſo ſelten in allen Klaſſen und am ſeltenſten in der Eurigen ſich findet, abgeht — nämlich Gewiſſenhaftigkeit.

Woher kommt es, daß, beſonders in großen Städten, eine „gewandte“ Dienerin ſo oft ein ſchlimmes Ende nimmt? Weßhalb beklagen ſich die Herrſchaften, daß, während man wohl eine anſtändige, eine gutmüthige, eine willige Dienerin bekommen kann, eine gewiſſenhafte ſo ſchwer, wenn überhaupt, zu finden iſt?

Unter einer gewiſſenhaften Dienerin verſtehe ich eine ſolche, welche ihre Pflicht d. h. alle Geſchäfte ihres Berufes — nicht um des Lohnes oder ihres guten Rufes willen vollbringt, auch nicht aus dem edleren Beweggrund, „um der gnädigen Frau zu gefallen“, ſondern aus dem höchſten Beweggrund: weil es ihre Pflicht iſt. Weil, das Eſſen mit Sorgfalt und ohne Verſchwendung zu kochen, das Haus in allen offenen und geheimen Winkeln reinlich und in Ordnung zu erhalten, in den kleinſten wie in den größten Dingen ſtreng redlich und

wahrhaftig zu sein, sich naſenweiſer Antworten im Wohnzimmer, Zank und Streit in der Küche und boshafter Nachreden über die Mitdienenden oder die Herrſchaft zu enthalten — weil alles dieſes nicht nur ihre Stellung als Dienerin betrifft, ſondern ihren Wandel und Charakter als ein menſchliches Weſen, welches vor Gott ebenſo verantwortlich iſt, als die größte Dame, die je geboren ward.

„O, das ſind ſchöne Redensarten", ſagt Ihr vielleicht, „allein was kann ich thun? Was kann man von mir verlangen? Ich bin ja nur ein armer Dienſtbote?"

Nur ein armer Dienſtbote? Nur eine Perſon, welcher die Behaglichkeit, Ordnung und Reinlichkeit eines ganzen Hausweſens, die Geſundheit, das Anſehen, der Friede — ich möchte beinahe ſagen das Leben — einer ganzen Familie mehr oder weniger anheimgegeben iſt; welche in Zeiten der Krankheit und Sorge mehr von ihren Geheimniſſen erfährt, als die nächſtſtehenden Bekannten; die alle häuslichen Schwächen, Fehler und Plagen kennt; auf welche Herrſchaft, Kinder und Freunde täglich angewieſen ſind in zahlloſen kleinen Annehmlich-

keiten und Aufmerkſamkeiten, die vielleicht kaum bemerkt worden, bis ſie vermißt wurden. Nur ein armer Dienſtbote! Wahrhaftig, kein lebendes Weſen hat mehr Gelegenheit, Gutes oder Schlimmes zu wirken und für andere ein Segen oder ein Fluch zu werden, als ein „armer Dienſtbote“!

Dann allerdings nicht, wenn ſie nur ein Zugvogel iſt, von Dach zu Dach flatternd, gleichgültig gegen alles, ausgenommen, wie ſie am meiſten zuſammenbringe, um ihr Neſt auszufüllen. Nicht, wenn ſie von der Anſicht ausgeht, daß ſie und die „gnädige Frau“ immer in Fehde ſein oder ſich vor gegenſeitigen Eingriffen ſchützen und bewahren müſſen, als ob Jedes darauf bedacht ſei, wie es am meiſten Nutzen aus dem Andern ziehen könne. Nicht, wenn ſie ſich darauf legt, zu ſchwänzeln und zu ſchmeicheln, auf die ſchwachen Seiten ihrer Herrin einzugehen und ſie hinter ihrem Rücken auszulachen, die Thorheiten oder Mißgeſchicke eines Hauſes in ein anderes zu tragen, ein regelmäßiges Syſtem von Falſchheit und Heuchelei durchzuführen und ſich dabei einzubilden, daß ſie auf dieſe Weiſe ihre Rache kühle

und ihre Beleidiger herunterſetze, während ſie in Wahrheit nur ſich ſelbſt herunterſetzt. — Auf dieſe Art machen ſich die Dienſtboten verächtlich, nicht weil ſie Dienſtboten ſind, ſondern weil die meiſten unter ihnen ſich ſelbſt auf eine ſo viel tiefere moraliſche Stufe ſtellen, als diejenige iſt, welche die höhere Klaſſe einnimmt, daß dieſe ſich daran gewöhnt, ſie als geringere Weſen anzuſehen und zu behandeln.

„Was können Sie von einem Dienſtboten erwarten?“ frug mich eine Dame, mit welcher ich dieſen Gegenſtand oft beſprochen — eine gute und hochherzige Frau, bei welcher jedoch dieſes Vorurtheil gegen die ganze Klaſſe der Dienenden feſt eingewurzelt war.

Was ich von einem Dienſtboten verlange? Nun, genau daſſelbe, was ich von mir ſelbſt verlange — dieſelbe Rechtſchaffenheit in Wort und That, dieſelbe Reinheit und Wohlanſtändigkeit des Betragens, Selbſtbeherrſchung in Sprache und Empfindung, und die unſern beziehungsweiſen Stellungen angemeſſene Kleidung und Lebensweiſe.

Daher fühle ich mich verpflichtet, bei irgend einem

beſtrittenen Punkt mich, die ich wahrſcheinlich die Gebildetere, Aeltere, wenn auch nicht Verſtändigere von uns Beiden bin, ſo viel wie möglich an die Stelle meiner Dienerin zu ſetzen, ihre Gefühle und ihren Charakter zu prüfen und zu verſtehen, ehe ich über ſie urtheile oder ihr Geſetze vorſchreibe. Ich ſuche ihr in allen Dingen ein Beiſpiel zu geben, welches ſie befolgen ſoll, ſtatt ſie über Fehler und Vergehen zu ſchmähen, welchen ich, wie ſie Verſtand genug hat einzuſehen, ebenſo wohl unterworfen bin, wie ſie ſelbſt. Ich möchte ihr lieber auf den rechten Pfad *helfen*, als ſie mit der Peitſche in der Hand auf denſelben *hintreiben* und dann ſelbſt einen andern Weg gehen. Tadeln muß und will ich ſie, ſo oft ſie es verdient, aber Tadeln iſt etwas anderes als Schelten; und nie dürfte ſie den Verdacht hegen, daß ich aus übler Laune etwas auszuſetzen finde. Anſehen muß ich haben, denn es gereicht zu ihrem wie zu meinem Beſten, daß nur Eine Herrin im Hauſe iſt, welcher unbedingt Gehorſam geleiſtet werden muß, und deren häusliche Einrichtungen weder Müßigang, noch Nachläßigkeiten, noch Unregelmäßigkeiten geſtatten; allein ich würde

es verſchmähen, dieſes Anſehen auf ungerechte, unfreundliche oder willkürliche Weiſe zu mißbrauchen, nur um es geltend zu machen. Wenn es an ſich einen Werth hat, ſo wird ſie bald lernen, es als unbeſtreitbar zu betrachten.

Und im Allgemeinen ſind es am wenigſten die vorgeſchriebenen Geſchäfte, die Hausordnung, oder auch offener Tadel, worüber ſich die Dienſtboten beklagen; Selbſtſucht, kleinlicher Geiz und Mangel an Rückſicht auf Andere ſind viel öfter die folgenreiche Quelle aller Unzufriedenheiten oder jenes Mißtrauens, welches ſchlimmer iſt als jeder offene Kampf — des nagenden Gefühls der Ungerechtigkeit, wodurch alle Achtung und alle Anhänglichkeit zwiſchen Salon und Domeſtikenzimmer zerſtört wird.

Und doch iſt auch der Dienſtbote oft ſehr ungerecht. Die Köchin, welche das Mittageſſen nur zu bereiten, nicht aber es anzuſchaffen und zu bezahlen hat, rümpft die Naſe über die „Knickerei“ der gnädigen Frau, wie ſie deren Mißfallen an unnützer Verſchwendung nennt — die Köchin, welche, wenn ein Schlag hereinbricht, ſich nur nach einer andern Stelle umzuſehen braucht, während die Herrin ihre fünf Kinderchen hat, deren Mäulchen

geſtopft und deren Körperchen bekleidet werden müſſen, indeſſen ihr das Herz brechen möchte, wenn ſie ihren Mann zerſtört, müde und übel gelaunt — für die üble Laune kann er nichts, der arme Mann! — aus der Stadt nach Hauſe kommen ſieht, oder wenn er ſich hinſetzt, geduldig in ſeinem Jammer, krank und traurig, beinahe mit dem Wunſche, wenn ſie und die Kinder nicht wären, ſeinen Kopf auf ihre Schulter legen und ſterben zu dürfen! Was weiß die dicke, behagliche Köchin draußen in der Küche von alledem — von dem qualvollen Ringen und Streben nach Stellung und Anſehen — ja nach dem täglichen Brod — welches die Tage und Nächte von Tauſenden aus der Klaſſe der Angeſtellten zu einem langen Kampfe um das Leben geſtaltet?

Ebenſo iſt es mit dem hübſchen Zimmermädchen, welche ihre regelmäßige Arbeit und ihren beſtimmten wiederkehrenden Feiertag hat, nebſt ihrem „jungen Freund,“ der Sonntags zu ihr kömmt, über deſſen Treuloſigkeit, wenn er je ſich nicht bewähren ſollte, ſie jedoch nicht viel Lärmen machen, ſondern ſich bald einen Andern ſuchen würde, da ſie ſehr praktiſch iſt und Gemüths-

oder Seelenleiden glücklicher Weiſe außer ihrem Bereiche liegen. Wie wenig iſt ſie im Stande, die Kämpfe und Qualen zu errathen, die jenen Naturen zum Looſe fallen, welche eine andere Erziehung, wenn nicht eine feinere Organiſation, für eine andere Art von Noth und Sorge empfänglicher gemacht hat — für jene Seelenangſt, die ſchlimmer iſt als jeder körperliche Schmerz!

Wie wenig weiß ſie, wenn ſie ſingend in das Wohnzimmer hereintritt, um dort abzuſtäuben, von ſo manchem grauſamen Auftritt, deſſen Schauplatz es geweſen, oder von ſo mancher in tödtlicher Herzensqual verbrachten Stunde, bitter wie der Tod und doch geſchärft durch das Bewußtſein von Jugend und Leben, welche in dem hübſchen Zimmerchen langſam vorüberſchlich, vor deſſen Thüre ſie nun murrend ſteht, weil „das Fräulein ihre Thüre nicht aufſchließen will und es Eſſenszeit ſein wird, ehe ein ehrlicher Menſch die Betten machen kann.“

Die Dienſtboten ſollten Nachſicht mit dieſen Dingen haben, und noch mit vielen andern, welche ſie nicht kennen und nicht verſtehen. Nicht aus blinder Unterwürfigkeit, ſondern vermöge ihres geſunden Menſchen-

verstandes sollten sie den großen Unterschied berücksichtigen und achten, welcher in Folge ihrer mangelhafteren Erziehung und beschränkteren Denkweise oft zwischen ihnen und der Herrschaft besteht, und welcher sich in Vergnügungen, Geschmack und Bedürfnissen sowohl, als vor allem im Leiden äußert. Dieser Unterschied muß vorhanden sein: in den glücklichsten Familien werden sich Angst und Sorgen erheben, gleich Meereswellen, denen man muthig die Stirne bieten oder ihnen aus dem Wege gehen muß, wenn sie uns nicht verschlingen sollen, und dabei hat die Dienerin so gut als die Herrin ihren Antheil zu tragen. Allein wer hat es nicht schon erfahren, wie oft ein Wort oder nur ein Blick ehrerbietigen Mitgefühls, eine ruhige Zuvorkommenheit oder kleine Aufmerksamkeit in Zeiten von Sorge und Kümmerniß so leicht den Weg zum Herzen der Herrin findet und einen besänftigenden Einfluß ausübt, von welchem die Dienerin nichts ahnt, der jedoch unvergessen bleibt!

„Besser ein Freund in der Nähe, als ein Bruder in der Ferne," und besser, oft viel besser ist die stillschweigende Theilnahme einer treuen Dienerin, welche

durch langes Zuſammenſein unſere Eigenthümlichkeiten kennt, als das Mitgefühl ſo mancher Freunde, welche unſere durch Krankheiten und Schmerzen noch empfindlicher gemachten Gefühle nur verwunden, und deren wortreiche Tröſtungen uns oft mehr verletzen, als vollſtändige Vernachläßigung es thun würde.

Nun noch ein Wort über einen Zweig der weiblichen Dienſtleiſtungen — unbeſtritten der wichtigſte von allen — die Beſorgung und Behandlung der Kinder.

Ich habe immer, durch liebe Erfahrung dazu berechtigt, dasjenige Kind für das glücklichſte gehalten, welches nie eine Wärterin hatte — ſondern nur eine Mutter. Allein dieß Loos iſt ein zu ſeliges, als daß es Vielen zu Theil werden könnte, und am Ende würde es ſich in Wirklichkeit vielleicht doch nicht als ſo idealiſch herausſtellen — beſonders nicht für die Mütter. So wollen wir denn gemiethete Kindermädchen als eine natürliche Nothwendigkeit der Civiliſation anerkennen.

Arme Dinger! ſie verdienen gewiß Achtung und Rückſicht, denn ſie müſſen viel ertragen. Kinder ſind reizend — an ſich; zuweilen jedoch werden die geliebteſten

Engelchen des Salons zu kleinen Teufelchen in der Kinderſtube, als welche ſie, beinahe noch ehe ſie ſprechen können, Leidenſchaften entfalten, die der angeborenen Sündhaftigkeit allein zuzuſchreiben wären, würde nicht die Erziehung mit dem Daſein beginnen. Allein bis zu welchem Grad wir auch ſeit Adam dem geheimnißvollen Geſetz der Sünde unterworfen ſein mögen, gewiß iſt es möglich, die kleinſten Kinder ſchon unter die Herrſchaft des Geſetzes der Liebe zu bringen, das uns der zweite Adam gegeben, welcher die Kinder zu ſich kommen hieß. Und auf welche Weiſe? Indem wir es ſelbſt erfüllen.

Die nothwendige Unvollkommenheit aller jungen Geſchöpfe, welche ſich eben erſt ihres Lebens bewußt geworden ſind, zugegeben — ſeien es nun Kätzchen oder Kinder, von denen die Erſteren jedenfalls weniger Mühe machen — ſo wußte oder hörte ich noch nie von unverbeſſerlich „unartigen“ Kleinen, in Bezug auf welche Eltern oder Wärterinnen oder Beide nicht urſprünglich zu tadeln geweſen wären. Nie ſah ich ein mürriſches, eigenſinniges Mädchen, das nicht ſo geworden wäre durch die Selbſtſucht und Verdrießlichkeit Anderer, oder durch läſtige

Verbote und erzwungene Unterwerfung, welche in jedem Alter, besonders aber in der Kindheit, schwer genug zu ertragen sind. Ich kannte nie einen rachsüchtigen Knaben, in welchen nicht der Kainsgeist zuerst durch eine drohende Stimme oder erhobene Hand — keine Kinderhand — gepflanzt worden wäre, der ihn lehrte, daß, was Andere gethan, auch er thun könne, und daß der Schlag, der ihm gegolten, gerade denselben Schmerz verursachte und in demselben Geiste gegeben war als derjenige, welchen er der Wärterin oder dem Bruder mit Entzücken gab, in seinem ungestümen kleinen Herzen fühlend, daß dieß die einzige Genugthuung, welche ihm für das halbverstandene, aber unerträgliche Unrecht, das ihm geschehen, geblieben ist.

Erinnern wir uns je der Gefühle, die sich unserer bemächtigten, wenn wir als Kind „Schläge bekamen"? des wilden Zornes, der unerträglichen Schmach, des Durstes nach Rache, wodurch jeder Gedanke an Reue über die That in Empörung über die Strafe unterging? Ich kann kaum glauben, daß Eltern mit solchen Erinnerungen es wagen werden, ihren Kindern ähnliche Züchtigungen zu geben — ganz gewiß aber unter keinen Umständen von

Andern geben zu laſſen. Ein Kindermädchen oder Dienſtbote welcher Art, die einmal ihre Hand gegen ein Kind erhob, ſollte augenblicklich ſtrenge zurecht gewieſen und bei einer Wiederholung ſogleich entlaſſen werden.

Einen feſten Willen muß die Wärterin haben, welchem das Kind ſich fügen wird, weil es weiß, daß er befolgt werden muß; allein es ſollte bei ihr nicht weniger als bei den Eltern ein liebevoller Wille ſein. Ich will keine junge Perſon für ſo feig und niedrig halten, daß ſie im Stande wäre, ihre Grillen und Launen oder diejenigen ihrer Herrin an dem hülfloſen kleinen Sünder auszulaſſen, der, wenn auch noch ſo läſtig, im Grunde doch nur ein ſo unbedeutender Sünder iſt. Ich kann nicht glauben, daß es ihr ſo ſchwer fallen könne, beſagten kleinen Sünder zu lieben, deſſen vollſtändige Abhängigkeit von ihr an ſich ſchon ihre Liebe erwecken ſollte. Und gewiß, wenn ſie ſich ihrer eigenen Kindheit und der jetzt ſo unbedeutenden, damals aber ſo wichtigen Begebenheiten erinnert, der ungerechten Strafen, des ihr geſchehenen und nicht wieder gutgemachten Unrechts, der lieblos erzwungenen Opfer — Dinge, welche in ihren

Folgen ihr Gemüth auf Jahre verbittert haben mögen und jetzt noch unvergeſſen ſind — ſo wird ſie ſich ſo viel als möglich an ihres Pfleglings Stelle zu verſetzen und die Welt von ſeinem Geſichtspunkt aus anzuſehen ſuchen, nie aber, was ſo oft geſchieht, einen Grad von Vollkommenheit von ihm erwarten, welchen man ſelten bei Erwachſenen findet, und am wenigſten etwas von ihm verlangen, was ſie ſelbſt nicht thut.

Man ſieht, daß ich dieſes Geſetz der Liebe als das A und das O der Erziehung betrachte. Einſt frug ich einen Freund, welcher in ſeinem Hauſe ein Vater in allem war, nur nicht dem Namen nach, deſſen Autorität nie beſtritten, deſſen geringſtes Wort in Ehren gehalten und deſſen leiſeſter Wunſch errathen wurde — „Wie kamen Sie damit zu Stande, dieſe Kinder ſo zu erziehen?“ — „Durch Liebe,“ war ſeine Antwort.

Darin liegt das Geheimniß. Weil die Menſchen ſo wenig Liebe, ſo wenig Wahrheit und Reinheit in ſich tragen, Selbſtbeherrſchung und Selbſtverläugnung ſo wenig kennen, ſo machen ſie ſo große Fehler in der Erziehung der Kinder. Wenn ich mich in den Familien

der Mittelklasse umsehe und die Hausordnung oder Unordnung in derselben beobachte, die zahllosen physischen und moralischen schlimmen Einflüsse, gegen welche die Kinder zu kämpfen haben, so muß ich oft staunen, daß aus der heranwachsenden Generation noch irgend gute Menschen werden können. Und wenn ich die Spalten einer Zeitung durchlese mit ihren endlosen „Stellegesuchen" und mich frage, wie viele wohl von diesen „Wärterinnen", „Kinderfrauen" und „Kindermädchen" auch nur die geringste Ahnung von ihrer Verantwortlichkeit haben oder sich bestreben werden, ihre Pflichten wirklich zu erfüllen, so muß ich mich nur wundern, wie aus dem nachwachsenden Geschlecht wirklich etwas werden soll.

Und wie groß ist diese Verantwortlichkeit — wenn die Wärterin je darüber nachdenken wollte! So groß und gelehrt es als Mann auch einst werden mag, jetzt ist es nur das Kind, das ihr Lächeln sucht, von ihr geküßt sein will, vor ihrem strafenden Blick sich versteckt oder an ihrem Halse schluchzt: „ich will artig sein, ich will lieb sein!" — Sie mag alt oder jung, verständig oder unwissend, hübsch oder häßlich sein, so übt sie doch

nächst der Mutter — und, obgleich dieß traurig genug anzusehen ist, zuweilen vor der Mutter — jenen allgewaltigen Einfluß über das Kind aus, den es später niemals mehr einem andern Menschen gestattet. Auf sie selbst allein kommt es an, welchen Gebrauch sie von demselben macht; ob sie durch eine milde und verständige Leitung den Charakter des Kindes besänftigt, oder ihn durch Unfreundlichkeit und Laune erbittert und verhärtet, so daß der arme kleine Mensch für den Rest seines Daseins allen Glauben an Liebe und Güte verliert.

Gewiß ist es in dieser harten Welt, in welche sie nur zu frühe hinausgestoßen werden müssen, nothwendiger noch für die Knaben als für die Mädchen, daß sie an dem Morgen ihres Lebens, so lange sie nur Frauenhänden anvertraut sind, an dieses Gesetz der Liebe gewöhnt werden — jener allesbeherrschenden und nieaufhörenden Liebe, welche klar und deutlich in jedem Tadel, ja in der Strafe selbst, sich ausspricht — die ebenso gerecht als zärtlich ist und niemals ihre Macht zu ihrem eigenen Vergnügen, sondern immer nur zu des Kindes Bestem gebraucht. Für die Wärterin, welcher nicht, wie

den Eltern, der natürliche Inſtinkt zu Hülfe kommt, mag es ſchwer ſein, ſehr ſchwer, dieſes Geſetz der Liebe zu erfüllen — allein Gott verhüte, daß es unmöglich ſei!

Und welche Belohnung hat dieſe Dienſtleiſtung vor allen andern für ein fühlendes Frauenherz im Gefolge! Achtung und Dankbarkeit nicht nur von Seiten der Eltern, ſondern von Allen im Hauſe, und Liebe, volle, freie, ſüße Liebe, wie nur ein Kind ſie geben kann. Mag das Leben einer Kinderwärterin noch ſo mühſelig, ihre Plagen und Unruhen noch ſo zahllos ſein — wie manche kinderloſe Frau und wie viele einſame alte Jungfern haben ſie ſchon beneidet, wenn ſie mit ihrem Pflegling um Küſſe ſpielte, des Abends betäubt von ſeinem nicht enden wollenden fröhlichen Lachen ſich zu Bette legte, das zarte, kleine Ding ſanft athmend neben ſich, oder des Morgens von zwei kleinen Armen aufgeweckt wurde, welche ſich feſt um ihren Hals ſchlingend eine Welt von Liebe ausdrückten, die kein Königreich erkaufen könnte!

Und wenn ſie alt geworden, wenn ſie ſich nicht verheirathet hat, ſondern ihr ganzes Leben im Dienſt geblieben iſt, ſo muß es ihre eigene Schuld ſein, wenn

ihre Stellung nicht eine ſehr glückliche und geehrte iſt. Vielleicht nicht, in unſerer modernen Zeit, nach der Art und Weiſe, wie Romane und Schauſpiele ſie uns ſchildern — von Julia's Amme abwärts — doch immerhin reich an Achtung und Annehmlichkeit. Mag ſie noch immer in der Familie oder für ſich leben, jedenfalls werden ihre nun erwachſenen „Kinder“ ſie hin und wieder beſuchen, um über jene alten Zeiten zu plaudern, welche uns um ſo theurer werden, je weiter wir ſie hinter uns laſſen. Und wenn dann mit der Zeit die Kinder dieſer Kinder kommen — deren Vater oder Mutter die treue Dienerin nicht gekannt und welche deßhalb von ihr mit etwas mißtrauiſcher Neugierde angeſehen werden — da hat das Schwatzen und Fragen kein Ende, da wollen die Kleinen alles Mögliche über „Papa“ und „Mama“ wiſſen: wie „Mama“ ausgeſehen, als ſie ein kleines Kind geweſen? ob „Papa“ vor etlichen dreißig Jahren ein guter oder ein böſer Junge geweſen? Und — eine bemerkenswerthe moraliſche Thatſache — in der Regel bekennt ſich „Papa“ reumüthig zu dem letzteren, während die alte Wärterin, welche Alles durch das

mildernde Glas der Zeit anſieht, die Behauptung aufrecht erhält, daß ihr weder er noch irgend eines der Kinder von ihrer Geburt an die geringſte Mühe gemacht.

So viel ich nun auch über dieſes Thema geſagt, ſo iſt es doch lange nicht erſchöpft; ich möchte jedoch mit jenen Worten ſchließen, die, wie ich hoffe, der Ausgangspunkt und die Grundlage der meinigen geweſen, in welchem Falle ich nichts zu befürchten habe — Worte, in welchen das einzige Geſetz des Lebens für Alle liegt, für den Herrn ſowohl als für den Diener geſprochen — und doch, von wie Wenigen beachtet: „Ihr Knechte ſeid gehorſam euren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Chriſto; nicht mit Dienſt allein vor Augen als den Menſchen zu gefallen, ſondern als die Knechte Chriſti, daß ihr ſolchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen. Laſſet euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menſchen, und wiſſet, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfangen, er ſei ein Knecht oder ein Freier.“ (Epheſer 6, 5—8.)

Die Hausfrau.

Welch' ein ſchöner, vielſagender Titel iſt doch derjenige der Hausfrau! Kaum wird es einen andern geben, der ſo wie dieſer alles, was gut und weiſe, behaglich und lieb iſt, in ſich ſchließt. Sei es nun die glückliche Frau und Mutter, welcher er von Rechtswegen zukömmt, die ihn trägt, ſei es die jungfräuliche Vorſteherin einer übernommenen Familie, oder auch die Beſitzerin eines großen Vermögens, mit welchem ſie neben allen Sorgen und Pflichten auch viele Vorrechte der Frau empfangen hat — immer wird die Gebieterin des Hauſes ihrer ebenſo hohen als beglückenden Stellung ſich bewußt ſein.

So ſchön und lieblich es ſein mag, zu gehorchen, ſo iſt doch der Charakter eines weiblichen Weſens nicht vollkommen entwickelt, wenn es nur zu gehorchen verſteht, denn es kömmt eine Zeit in dem Leben der meiſten

Frauen, in welcher sie zuerst sich selbst und dann ihre Umgebung zu beherrschen lernen müssen. Ich sage lernen, weil auch dieß gelernt sein will. Die Neigung, willkürlich Gewalt auszuüben, mag uns angeboren sein, wie wir unter den jüngsten Kindern zuweilen ein ungestümes kleines Wesen finden, welchem alle andern, ältere oder jüngere, sich unterwerfen müssen; allein despotisch herrschen und weise regieren, sind zwei sehr verschiedene Eigenschaften und zeugen oft von ganz entgegengesetzten Charakteren.

Die meisten Frauen sind, in ihrer Jugend wenigstens, durch Gewohnheit und Temperament, wie ein sehr scharfsinniger Denker sich ausspricht, entschieden „Eigenschaftswörter." Wenige haben je die Gelegenheit gehabt, ein „Hauptwort" zu werden — möge diese Stellung eine natürliche und beneidenswerthe sein, oder nicht. Sie waren gewöhnt, ihr ganzes bisheriges Leben geleitet zu werden und selten in Verhältnissen sich zu finden, in welchen sie selbst die Aufsicht und Herrschaft über Andere zu führen hatten. Dieß also müssen sie, wenn es die Umstände erfordern, mit großer Mühe und unter manchen

Schmerzen lernen, oft ohne alle Vorbereitung oder, was noch ſchlimmer iſt, ohne die geringſte Ahnung, daß ſie noch irgend etwas zu lernen haben! Die gehörige Einrichtung und Leitung des Hausweſens, die Eintheilung der Einnahmen und Ausgaben, die Aufſicht über die Dienſtboten — alles dieſes, glauben ſie, werde unter ihren Händen ganz von ſelbſt ſich machen.

Und doch iſt jede Familie ein kleines Königreich, deſſen Unterthanen oft ebenſo ſchwer in Ordnung zu halten ſind, als die ſtreitenden Parteien eines Kabinetes, deren Uneinigkeit die Welt erſchüttert. „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!“ Und wehe dem Hauſe, deſſen Gebieterin, ſchlimmer als ein Kind, eine thörichte, unwiſſende und unfähige Frau iſt!

In Familien wie in Königreichen ſind ſchlechte Diener gewiß immer einer der erſten Beweiſe ſchlechter Regierung. Woher kömmt es, daß in der Hälfte der uns bekannten Häuſer der Anfang und Schluß aller Klagen die Dienſtboten ſind? Iſt der Fehler einzig nur auf einer Seite zu ſuchen? — und zu beſtimmen auf welcher, bleibt jeder Partei überlaſſen — oder iſt es eine

natürliche Folge ihrer gegenseitigen Stellungen als Befehlende und Gehorchende? ein unvermeidlicher Stand der Dinge, wegen dessen Niemand zu tadeln ist?

Wir wollen uns nach einigen Beispielen umsehen, welche zu finden Niemanden schwer werden kann, der einigermaßen bekannt mit der Mittelklasse ist. Natürlich spreche ich nur ganz im Allgemeinen, ohne bestimmte Personen im Auge zu haben.

Da ist z. B. Frau Müller, deren Haus wir niemals betreten können, ohne von einer Veränderung in ihren häuslichen Einrichtungen zu hören, und an deren Thüre wir kaum vier aufeinanderfolgende Wochen klopfen dürften, ohne jedes Mal wieder von einer fremden Zofe empfangen zu werden. Die Zahl der Dienstboten zu zählen, welche Frau Müller seit ihrer Verheirathung gehabt hat, würde selbst ihren ältesten Sohn, obgleich er eben erst das Ein mal Eins gelernt hat, in nicht geringe Verlegenheit setzen. Von einigen zwanzig können doch gewiß nicht alle so schlimm gewesen sein; und doch, wenn man sie hört, wären nirgends mehr auf der Welt so schlechte Menschen zu finden, als diejenigen, die das Unglück ihr

in's Haus geſendet — Köchinnen, welche die Reſte des Mittageſſens verkauften oder den Braten dem Polizeidiener gaben; Haus- und Zimmermädchen, die nur putzen und fegen, bei Tiſche ſerviren und das Geſchirr reinigen konnten, in der That aber weder ſchön zu nähen, noch feine Wäſche zu behandeln verſtanden; unerlaubt hübſche Kindermädchen, oder die ſich wenigſtens einbildeten es zu ſein und ſich nicht ſcheuten, einen Hut zu tragen „gerade wie mein letzter neuer, außen und innen mit Blumen garnirt!“ Arme Frau Müller! Ihre ganze Seele iſt von der Dienſtbotenfrage eingenommen; ihr ganzes Leben ein trauriger, nutzloſer Kampf mit denſelben. Sie hat ein hübſches Haus, gibt guten Lohn — d. h. ihr freigebiger Gatte gibt ihn — allein kein Dienſtbote bleibt bei ihr.

Und warum? Weil ſie nicht zur Gebieterin taugt. Sie kann nicht regieren, ſie kann nur befehlen; ſie kann nicht zurechtweiſen, ſie kann nur tadeln. Sie beſitzt keine wirkliche Würde und ſucht ſich daher den Anſchein derſelben zu geben; ſelbſt ohne alle Erziehung, iſt ſie am wenigſten nachſichtig gegen Unwiſſenheit, und obgleich ſie

ihre Vorrechte so argwöhnisch wahrt, daß sie das arme Hannchen wegschickte, weil sie ihrer Herrin Hut nachahmte (der Himmel vergebe Ihnen, Frau Müller! allein wissen Sie, wo Sie das hübsche, sechzehnjährige Kind jetzt finden würden?) — so kommen doch die verständigeren unter ihren Dienstboten bald genug zu der Ueberzeugung, daß sie „keine Dame" ist; daß, wenn man ihr die Atlaßkleider nehmen, ihren Wagen verkaufen und ihr ein Dachstübchen statt des Salons ihres hübschen Hauses zur Wohnung geben würde, Frau Müller um nichts besser wäre als ihre Köchin. Ihr kluges Zimmermädchen steht in der That weit über ihr und ist sich dessen auch recht gut bewußt, was wir an der Art und Weise sehen, wie sie ihre Herrin um ihren kleinen Finger wickelt, überall ihren Willen durchsetzt und das ganze Hauswesen von oben bis unten regiert; da dieß nicht unvortheilhaft für sie ist, so wird sie wahrscheinlich länger als manche der andern Dienstboten im Hause bleiben — nicht weil sie besser, sondern nur weil sie klüger als die andern ist.

Fräulein Braun's Hausordnung beruht auf einem ganz verschiedenen Plane. Nie hören wir dort Lärm und

Streit oder jene kleinlichen Wortkriege zwiſchen Herrin und Dienerin, welche in der Regel aus Ungerechtigkeit auf der einen, und Ungezogenheit auf der andern Seite entſpringen. Fräulein Braun würde es ſich nie im Traume einfallen laſſen, mit „einem Dienſtboten“ zu ſtreiten, ſo wenig als mit ihrem Hund oder ihrer Katze. Sie erfüllt ihre Pflicht als Gebieterin auf das Pünktlichſte, gibt regelmäßigen Lohn — ſehr geringen allerdings, denn ihr Einkommen ſteht in keinem Verhältniß zu ihrem Stande und ihrer Erziehung — verlangt keine außerordentlichen Dienſtleiſtungen und hält ſtrenge darauf, daß ihre Dienſtboten die gehörigen Feiertage haben — d. h. jeden zweiten Sonntag dürfen ſie in die Kirche und ein Mal des Monats haben ſie ihren Ausgangstag. Sie iſt ſparſam, ohne geizig zu ſein; das Hausweſen muß ſeinen regelmäßigen Gang wie ein aufgezogenes Uhrwerk gehen, andern Falls erfolgt augenblickliche Entlaſſung, denn Fräulein Braun liebt es nicht, zu tadeln, auch nicht einmal auf ihre eigene ſtolze Weiſe. Sie iſt eine gewiſſenhafte, achtungswerthe Dame, welche nicht mehr verlangt als ſie ſelbſt leiſtet, und ihre Dienſtboten achten

ſie auch demzufolge. Allein ſie haben eine gewiſſe Scheu vor ihr — ſie lieben ſie nicht. Es beſteht eine zu große Kluft zwiſchen ihr und ihnen, nie würde man glauben, daß ſie aus demſelben Fleiſch und Blut geſchaffen ſind und einſt gleichmäßig in Staub und Aſche zerfallen werden. Fräulein Braun iſt gut bedient, ihre Befehle werden pünktlich befolgt, und mit Recht, allein — und auch das iſt nicht mehr als gerecht — Mitgefühl und Vertrauen findet ſie nicht. Dieſe Wahrheit mag ſie vielleicht empfunden haben, als ihr Kammermädchen, welche monatelang unbeachtet krank geweſen, eines Morgens, da ſie eben ihrer Herrin behülflich war, zur Erde ſank und die Nacht darauf ſtarb; oder als ſie an dem Tage, da die Nachricht von der Schlacht bei Inkermann eintraf, ſtundenlang, ein Zeitungsblatt vor ſich, in ihrem düſtern, einſamen Zimmer ſaß, und keine Seele zu ihr kam, um ſie zu fragen oder in ihren ſtarren Blicken zu leſen, „was aus Kapitän Braun geworden?“

In der ſehr ehrenwerthen Schmidt'ſchen Familie finden wir ſehr geſchickte, flinke, aufmerkſame und ihres eigenen Werthes und ihrer Fähigkeiten ſich vollkommen bewußte

Dienſtboten. Sie kleiden ſich ſo hübſch wie die Herrſchaft, gehen des Sonntags mit Sonnenſchirmen aus und laſſen ſich ihre Briefe „An Fräulein“ adreſſiren. Sie wachen mit Eiferſucht über allen ihren Vorrechten und Nebeneinkünften, von den Weihnachtsgeſchenken und der Unterredung vor der Hausthüre mit verſchiednen „Verehrern“ an bis zu dem ſehr hoch angeſchlagenen Rechte einer naſeweiſen Antwort auf den Verweis ihrer Gebieterin. Und dieſe, eine gutmüthige, ſanfte Seele, fürchtet ſich faſt, einen ſolchen zu geben, und erträgt lieber manche Unannehmlichkeit und manch' wirkliches Unrecht, anſtatt die Zügel des Hausregiments ſtraffer anzuziehen und Ungebührlichkeiten im Keime zu erſticken, welche, gleich wucherndem Unkraut, auf erſchreckende Weiſe überhand nehmen müſſen. Dieß iſt kein geringer Kummer für Frau Schmidts Freunde, welche wohl einſehen, daß nur die aus den Händen gegebene und doch ſo nothwendige Autorität und ein ruhiger, feſter Wille — nicht ewiger Tadel und grundloſer Argwohn — dieſes wankende Hausweſen auf den ſichern Standpunkt einer beſchränkten Monarchie zurückführen könnten. Statt

deſſen jedoch iſt die gefährlichſte aller Regierungsformen — häuslicher Republikanismus — zu befürchten.

Dieſen finden wir in ſeinem vollen Umfang in Frau Klein's Hauſe. Sie hat ſeit lange ſchon die Zügel fallen laſſen, ſich zurückgelegt und geſchlummert. Was aus ihrem Hausweſen werden ſoll, das weiß der Himmel allein! Es iſt vollſtändig ſich ſelbſt überlaſſen. Die Hausfrau iſt zu ſanft, um zu tadeln; zu träge, um ſelbſt etwas zu thun oder Jemanden zu unterweiſen. Sie hat zwar, wie ich vermuthe, Augen, um damit zu ſehen, allein nichtsdeſtoweniger könnte man ſeinen Namen auf jedes Möbel ihres Hauſes ſchreiben, ſo dick ſind ſie mit Staub bedeckt. Sie liebt es ohne Zweifel, ein rein gewaſchenes Geſicht zu haben und ein anſtändiges Kleid zu tragen, denn ihr Geſchmack iſt nicht verdorben; dasſelbe jedoch von Betty, ihrer Jungfer und Köchin in einer Perſon, zu verlangen, ſcheint ſie als einen unerreichbaren Luxus zu betrachten. Frau Klein hat nicht die Mittel oder glaubt ſie nicht zu haben, einen „guten" Dienſtboten, d. h. eine verantwortliche Perſon, welche entſprechenden Lohn für entſprechende Dienſte ver-

langt, zu halten; ſo behilft ſie ſich denn mit der armen Betty, einem ganz guten Mädchen, die jedoch den Pflichten, welche ſie übernommen, keineswegs gewachſen iſt und auch nicht die geringſte Ausſicht hat, in denſelben unterwieſen zu werden. Denn weder Betty noch ihre Herrin ſcheinen jemals bedacht zu haben, daß man arm ſein kann, ohne ein ſchmutziges und unordentliches Ausſehen bekommen zu müſſen; daß ein Mädchen, mag es noch ſo unwiſſend ſein, in der Regel etwas lernen, ein Haus, wenn auch noch ſo klein und ärmlich ausgeſtattet, wenigſtens rein und pünktlich gehalten ſein, ein Mittageſſen, wenn auch noch ſo einfach ja ſpärlich, gut gekocht und hübſch angerichtet werden kann; und wenn die Dienſtboten nicht damit zu Stande kommen, ſo hat zuletzt jede Hausfrau immer noch ihren eigenen Verſtand und im ſchlimmſten Fall ihre eigenen zwei thätigen Hände. Haben Sie jemals dieſes letzte Hülfsmittel erwogen, meine gute Frau Klein? oder glauben Sie, Betty würde ihre Gebieterin weniger achten, wenn ſie dieſelbe jeden Morgen einen oder zwei Stühle abwiſchen oder die verſchiednen Spuren von Fliegen und

Spinnen vertilgen ſähe? Ich glaube im Gegentheil, die Ueberzeugung, daß ihre Herrin ſelbſt thut, was ſie unterläßt und verſäumt, müßte ſie zu größerer Anſtrengung und verdoppeltem Eifer und Fleiße anſpornen. Vielleicht fürchten Sie, in den Augen Ihres Gatten weniger liebenswürdig zu erſcheinen, wenn er erführe, daß Sie ſelbſt es waren, welche ihm ſein Mittageſſen kochten oder Betty unter Ihrer Aufſicht kochen ließen? oder es würde ihm weniger Freude machen, Ihre zarten Händchen zu ſtreicheln, wenn er einige Spuren Ihres Fleißes an denſelben entdeckte — dafür aber in ſeinem beſcheidenen, anſpruchsloſen Hauſe, welchem der Segen der Kinder fehlt, neue Stuhlüberzüge und ausgebeſſerte Fußteppiche vorfinden würde? Allein Sie ſind vielleicht ebenſo unwiſſend, wie Betty ſelbſt. Ich fürchte es in der That — und ſo laſſen Sie mich Ihnen eine goldene Regel geben: „Nie erwarte von einem Dienſtboten etwas, was Du ſelbſt nicht zu thun im Stande biſt.“

Frau Meier wird uns den beſten Beweis für die Richtigkeit derſelben geben. Ich zweifle, ob ſie wohlhabender als Frau Klein iſt; die erſten Jahre wenig-

ſtens hatte das neuvermählte Paar manchen Kampf zu beſtehen, namentlich die junge Frau, welche, neunzehn Jahre alt und ſo unwiſſend wie ein Schulmädchen, Herrn Meier ihre kleine Hand reichte. Man ſagt, ſie habe das Kochbuch mit ihrer Köchin ſtudirt, und bis auf den heutigen Tag würde dieſe wahrſcheinlich alle Lobſprüche, welche man ihrer Kochkunſt ertheilen wollte, beſcheiden als „Madame und mir“ gebührend annehmen. Ebenſo würde es bei jedem andern häuslichen Erfolg ſein, obgleich ein ſo muſterhaft geleitetes und geordnetes Hausweſen, in welchem der unvorhergeſehenſte Gaſt nichts als ein weiteres Beſteck und einen reinen Bettüberzug im Gaſtzimmer nöthig macht, den Dienſtboten nicht viel Gelegenheit bietet, einen Staatsſtreich auszuführen. Was die Kinderſtube betrifft — doch, ſeitdem die Knaben allein gehen können, gibt es keine ſolche mehr, und wenn Frau Meier nicht noch mehr Kinder bekömmt, ſo werden die beiden glücklichen Jungen niemals den Händen eines andern weiblichen Weſens anvertraut werden, als denjenigen ihrer Mutter. Sie führt allerdings ein unruhiges, oft recht beſchwerliches Leben; von Morgens bis Abends iſt

ſie beſchäftigt, immer aber vergnügt und zufrieden dabei — wie ſollten da ihre Dienſtboten träge ſein und nicht alles thun, um ihre Herrin zu erleichtern? Wenn dem kleinen, zarten Fredchen etwas fehlt, ſo läßt Roſine es ſich nicht nehmen, die halbe Nacht bei ihm zu wachen und dennoch den andern Morgen um fünf Uhr ſchon wieder auf den Füßen zu ſein. Marie, die Köchin, läßt es ſich ohne Murren gefallen, auf Roſine warten zu müſſen, wenn Madame dieſelbe bei ihrer Arbeit im Geringſten nöthig hat. Beide würden ſich jederzeit die Finger wund arbeiten, um ihrer Gebieterin die kleinſte Mühe oder Unannehmlichkeit zu erſparen. Keine Wolke der Trübſal beſchattet ihren Pfad, kein Schmerz und keine Sorge umdüſtert ihren klaren Blick, ohne daß es als ein wirklicher Kummer in der Küche empfunden würde. Roſinen's Geſicht, wenn ſie die Thüre öffnet, iſt ein hinlängliches Kennzeichen für alle Freunde des Hauſes, wie die Dinge „in der Familie“ ſtehen, und wenn wir Marie auf der Straße begegnen und eine ganz zufällige Frage an ſie richten, ſo wird ſie uns zehn gegen eins alles erzählen, was Frau Meier während der ganzen vergangenen

Woche gethan und wie ſie ausgeſehen habe und mit der ebenſo ernſthaften als ehrerbietigen Bemerkung ſchließen — welche wir ihr in Anbetracht, daß ſie zehn Jahre älter als ihre Herrin iſt, wohl hingehen laſſen müſſen — „ſie fürchte, Madame ſtrenge ſich zu ſehr an und — wollten Sie nicht ſo gütig ſein, ſie zu beſuchen?“

Und Madame ihrerſeits erwidert dieſes freundliche Intereſſe. Sie hört gerne alles, was ihre Mädchen ihr zu erzählen haben, von dem Kaufe eines neuen Kleides an, bis zu der Geburt des jüngſten Neffen, und wenn die Verwandten ſich zu einem Beſuche in der Küche einfinden, ſo verſäumt ſie niemals, ſelbſt mit ihnen zu ſprechen und ſie freundlich zu bewillkommnen. Denn die Anhänglichkeit an die Familie ſoll möglichſt gepflegt werden, da ihr dieſelbe als ebenſo ſchön und nothwendig bei einem armen Hausmädchen, als bei einer vornehmen Dame erſcheint. Daſſelbe gilt von der Liebe. Frau Meier hat nicht das Geringſte dagegen, daß der ſchmucke junge Bäcker Sonntag Abends zum Thee in die Küche kömmt, und zwar ſoll er ſich nicht heimlich hereinſchleichen, ſondern ehrbar zu der vorderen Thüre eingelaſſen

werden, und wenn dann Roſine an ſolchen Sonntagen etwas zerſtreut und ungeſchickt iſt, die Löffel vergißt und warme Speiſen anſtatt kalter hereinbringt, ſo hat ihre Herrin freundliche Nachſicht und beſänftigt die Entrüſtung des Hausherrn, indem ſie ihn an einen gewiſſen Sommer, noch keine zehn Jahre her, erinnert, da — u. ſ. w., worauf er ſeine kleine Frau freundlich küßt und ſanft und milde wird.

So weiß man in dieſer Familie nichts von jener Furcht vor unberufenen „Verehrern“ und „Vettern“, welche, durch das Küchenfenſter hereingelaſſen, einen nächtlichen Einbruch verſuchen oder eine Hungersnoth in der Vorrathskammer verurſachen. Frau Meier, welche noch immer das Vertrauen ihrer Dienſtboten gewonnen hat, fürchtet nicht, betrogen oder hintergangen zu werden. Sobald die hübſche Roſine ſich dazu entſchließt, wird ohne Zweifel das für beide Theile ehrenvollſte Ereigniß ein treten — ſie wird ſich von ihrer Dienſtherrſchaft weg verheirathen. Roſine wird freilich ein großer Verluſt ſein und Marie wäre es nicht weniger; allein Marie iſt den mittleren Jahren ſchon ziemlich nahe und verzieht den kleinen

Alfred im Geheimen auf eine Weiſe, wie nur alte Dienerinnen die Kinder in der Familie verziehen können. Fredchen ſagt, ſie habe ihm verſprochen, ihn nie zu verlaſſen, und ſeine Mutter, welche wahrſcheinlich mehr als ſonſt Jemand von Marien's Angelegenheiten weiß, hält es nicht für wahrſcheinlich, daß ſie es je thun werde.

Ich kann mich keines andern Hauſes entſinnen, in welchem mir wie in dieſem das Verhältniß zwiſchen Herrſchaft und Dienſtboten ſo vollkommen als das richtige erſchienen wäre. Roſine und Marie ſind allerdings ſehr achtungswerthe Mädchen — und wären es vielleicht in jeder andern „Stelle" auch geweſen, allein ich will der menſchlichen Natur die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu glauben, daß es viele Roſinen und Marien unter der Klaſſe der Dienſtboten gibt — wenn nur jede von ihnen eine Frau Meier fände, um ihre guten Eigenſchaften an's Licht zu ziehen.

Es iſt ein einleuchtendes Geſetz, daß jede Bewegung ſocialen Fortſchrittes nothwendiger Weiſe unter der höheren Klaſſe beginnen und nach und nach auf die niedere einwirken muß. Ich ſpreche hier von höherer

und niederer Klasse nur in Bezug auf die moralische und intellectuelle Ausbildung und Verfeinerung, welche, von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt und zu einer Lebensgewohnheit geworden, allein nur den Unterschied zwischen Herr und Diener, zwischen vornehm und gering ausmacht, und allein nur ausmachen soll.

Da jedoch dieser Unterschied nun einmal durch die Gesetze der Natur und der Verhältnisse bedingt ist, da es Herrschaften und Dienstboten geben muß — und wie viel mehr Gelegenheit zur Vervollkommnung ist den Ersteren im Gegensatz zu den Letzteren geboten! — wäre es nicht besser, wenn die Frauen im Allgemeinen sich mehr bemühen würden, ihre Ueberlegenheit auch wirklich an den Tag zu legen, anstatt sich mit dem bloßen Besitze derselben zu begnügen? Das Sprüchwort sagt: „Eine gute Herrin wird auch eine gute Dienerin sein" — Jedermann wird aber zugeben, daß die beste Dienerin der Welt nicht auch eine gute Herrin sein könnte.

Der Verbesserungsprozeß muß nothwendiger Weise bei den Höherstehenden beginnen.

Ebenso darf die Gebieterin jene schon mehr als ein-

Mal berührte Wahrheit, auf welche wir jedoch nicht oft genug zurückkommen können, weil sie die einzige Wurzel alles Besserwerdens ist, nie aus den Augen verlieren — die Wahrheit, daß sie und ihre Dienstboten in gewissem Sinne eine und dieselbe Bestimmung haben; daß sie dieselben geistigen und physischen Schwachheiten, dieselben Fähigkeiten zum Guten und zum Bösen, dieselben Leidenschaften und Vorurtheile besitzen, ihre Ziele, Hoffnungen und Interessen mit gleichem Eifer verfolgen — daß für die vornehmste Dame und für das geringste Dienstmädchen das Leben hier unten eine Schule für ein anderes, besseres ist, auf welches sie ihre unsterbliche Seele vorbereiten sollen.

Wenn eine Frau wirklich erkannt und verstanden hat, daß, soweit eine menschliche Seele für eine andere verantwortlich gemacht werden kann, sie für diejenige eines jeden Dienstboten, welcher ihr Haus betritt, verantwortlich ist, so hat sie einen Standpunkt erreicht, den sie nicht leicht wieder verlassen wird. Und nicht nur für den bessern Theil — die Seele — sondern auch für den Körper ist sie zu sorgen verpflichtet. Die immer weiter

fortschreitende Erkenntniß hat uns wohl Alle gelehrt, wie geheimnißvoll Seele und Leib auf einander einwirken, wie die Hälfte der Mangelhaftigkeiten des Geistes aus rein körperlichen Ursachen entspringt, und wie eine unverdorbene, gesunde Seele selbst der armseligsten und ungesündesten Behausung von Fleisch und Blut etwas von ihrer eigenen Schönheit und Göttlichkeit mitzutheilen vermag.

Und doch gibt es eine Redensart, welche man zuweilen hören und nach der man fortwährend handeln sehen kann — „Für die Dienstboten ist alles gut genug.“ Auf wie verschiedner Grundlage beruhen z. B. alle Einrichtungen in Salon und Küche; nicht allein, was die gröbere Kost betrifft, welche zuweilen, wenn der Salon einen überfeinen oder kränkelnden Geschmack hat und die Küche sich des gesunden, alles verzehrenden Appetits der Fleißigen und Sorglosen erfreut, ganz am Platze ist, sondern in allen Verhältnissen des täglichen Lebens. „Spät zu Bette und früh auf dem Platze“ sollen die Dienstboten sein, und dabei immer gesund und munter, mögen sie auch gezwungen sein, in Dampf, Hitze und

ſchlechter Luft zu ſchlafen — „alles iſt ja gut genug für ein Dienſtboten-Schlafzimmer!“ Pünktlich und nett angezogen zu ſein verlangt man von den armen Mädchen, gibt ihnen jedoch keine Zeit, für ſich zu nähen und zu flicken. Gearbeitet, fort und fort gearbeitet muß werden, ohne Rückſicht darauf, wie viel und welche Art von Arbeit die Kraft des Einzelnen aushalten kann und ohne die ſo nöthige Unterbrechung und Erholung — ich meine nicht Müßiggang, ſondern eine paſſende und geſunde „Unterhaltung“, in Ermanglung welcher jedes menſchliche Weſen matt und muthlos wird, übler Laune ſich hingibt, und unter deren Mangel die Geſundheit zuletzt leidet. Es muß uns in der That oft im Herzen wehe thun, wenn wir an die Lebensweiſe denken, welche die Dienſtboten ſelbſt der wohlmeinendſten Gebieterinnen führen, und ich möchte wohl wiſſen, ob wir unter dem ganzen großen Kreiſe unſerer Bekannten ein halb Dutzend Damen finden würden, zu denen wir, wenn das Schickſal uns zwänge, „in Dienſte gehen möchten?“

Meine liebe Madame X..., die Sie vielleicht Ihre Augen weit öffnen über dieſe meine Anſicht der Sache

— Sie haben kein Recht, eine Köchin oder Kammerjungfer zu halten, wenn Sie derſelben nicht gewähren können, was ſie anzuſprechen hat; Sie haben ſie nicht wie eine Sklavin gekauft, ſondern ihre Dienſte gemiethet, damit ſie beſtimmte Pflichten gegen Sie erfülle, welche Sie freundlich und feſt von ihr zu verlangen haben. Soweit Natur und Erziehung nicht einen Unterſchied zwiſchen ihr und Ihnen begründet haben, ſind Sie nicht berechtigt, auf ihre Vergnügungen und Bedürfniſſe weniger Rückſicht zu nehmen, als auf Ihre eigenen. Dieſelben Geſundheitsregeln für Seele und Körper gelten für Sie Beide, und keine von Ihnen kann ungeſtraft dawider handeln.

Ebenſo verhält es ſich mit den moraliſchen Geſetzen. Frau Müller glaubt, das arme Hannchen habe in der Hut-Angelegenheit gegen ſie geſündigt. Thörichte Frau Müller! Nehmen wir an, Sie kaufen ſich einen Cachemire um zwölfhundert Gulden, ähnlich demjenigen, welchen ſich Ihre Königin kurz zuvor ausgewählt hat — wem würden Sie ſchaden, Ihrer Majeſtät oder Ihnen ſelbſt? Wenn ſich nun Ihre Betty oder Marie ein ſeidenes Kleid

oder einen Hut mit Blumen anſchafft, ſo fehlt ſie ganz gewiß — aber nur gegen ſich ſelbſt. Sie ſchadet ihrer Selbſtachtung, indem ſie eine falſche Stellung einzunehmen ſtrebt, das Geld, welches ſie für Krankheit und Alter, oder die ſüße Pflicht, Andern zu helfen, zurücklegen ſollte, in armſeligem Flitter vergeudet, die dem ehrbaren Dienſtmädchen geziemende Einfachheit verleugnet und als aufgeputzte „Dame“ ſich lächerlich macht.

Das beſte Mittel, dieſer allgemeinen Klage in Betreff des übertriebenen Anzugs der Dienſtboten abzuhelfen, iſt wohl das gute Beiſpiel der Herrin — eine Sache, welche man jedoch umſonſt bei Ihnen, meine gute Frau Müller, ſuchen würde. Daſſelbe gilt von einem andern Punkte, der ſeine Anwendung ebenſo-wohl auf jenes unglückliche Hannchen, als auf Ihr eigenes Töchterchen findet, welches Sie eines Tages als Frau So und So zu ſehen hoffen, ein Ziel, zu deſſen Erreichung Sie alle einer Mutter zu Gebote ſtehenden Mittel ohne Zweifel gebrauchen werden. Für die Küche jedoch ſind ſolche Pläne und Hoffnungen in Ihren Augen ganz unnöthig. So ſehr Sie aber auch darauf beſtehen mögen, keinen

Verehrer Ihrer Betty zu dulden — das verabredete Stelldichein wird dennoch an der nächsten Ecke stattfinden, und Ihre Köchin wird Ihnen nach fünfjährigem Dienste eine Nervenaufregung verursachen — vorausgesetzt, daß sie es so lange bei Ihnen aushält — indem sie Ihnen eines schönen Morgens erklärt: „Bitte, Madame, suchen Sie sich eine andere Köchin, denn ich verheirathe mich.“ Ein Glück für Sie, wenn dieß das Schlimmste ist; denn Sie verlangen eine Ungerechtigkeit, eine Unmöglichkeit; Sie wollen einen Stand der Dinge einführen, der, weil er unnatürlich ist, die schlimmsten Folgen haben muß. Die Liebe — doch nein, die Bedeutung dieses Wortes verstehen Sie nicht — die Aufmerksamkeiten eines jungen Mannes, welche im Salon so hübsch sich ausnehmen, behandeln Sie als ein Verbrechen in der Küche und machen es oft dadurch erst zu einem solchen. Sie zwingen den ehrlichen Liebhaber — welchen anzuhören Betty ebensowohl berechtigt ist, als Sie es waren, da Sie Herrn Müllers Bewerbung Gehör schenkten — um das Haus herum zu schleichen, im Keller sich zu verbergen und vor der Thüre im Dunkel der Nacht Gelegenheit zu einer

Unterredung zu ſuchen. Dadurch ſind Erkundigungen über ſeinen Charakter und ein offenes, ehrbares Verlobtſein, deſſen ſich weder Herrin noch Dienerin zu ſchämen hätte, unmöglich gemacht; alles muß im Geheimen geſchehen — und die endliche Entdeckung iſt in der Regel von ſo traurigen Umſtänden begleitet, daß die vorſichtige Frau Müller mehr wie je in ihrem nie befolgten Verbote beſtärkt wird, während andere Frauen, gewöhnt, Liebe und Heirath von dem Standpunkt der höheren Klaſſen aus zu betrachten, Anſtoß an der Leichtfertigkeit nehmen, mit welcher ſolche Dinge behandelt werden, und aus der ſich häufig die niedere Stufe der Sittlichkeit ergibt, auf welcher die Klaſſe der Dienſtboten im Allgemeinen ſteht.

Da böſe Thaten und ſchlimme Gedanken nur bekämpft werden können, wenn ſie ans Licht gebracht werden, ſo ſollten die Gebieterinnen einmal den Verſuch machen, zu ihren Dienſtboten zu ſprechen, wie jede Mutter zu ihren Töchtern ſprechen ſollte (aber ach, wie viele thun es nicht! und welch' traurige Folgen hat oft dieſer Mangel an Vertrauen zwiſchen Mutter und Kind!) — „Sei

aufrichtig gegen mich. Ich erwarte nicht mehr von Dir, als man von der menſchlichen Natur verlangen kann; es mag ſein, daß Du Dich verliebſt, und mit der Zeit verheiratheſt; alles, was ich wünſche, iſt, daß es eine ehrbare Liebe und eine vernünftige Heirath ſein möge. Aber aufrichtig mußt Du ſein; Falſchheiten oder Verheimlichungen irgend welcher Art dulde ich nicht. Gehe einfach und redlich bei allem zu Werke, ſage immer die Wahrheit und fürchte Dich nicht.“

Vielleicht würden alsdann jene traurigen Fälle ſeltener werden, welche Kummer und Schande über ſo manches junge Geſchöpf bringen, oder jene haſtigen, unüberlegten Heirathen, von denen man ſo oft hört und deren Folge nichts anderes iſt, als daß das anſtändige, ehrbare Mädchen nach einer Ehe von wenigen Monaten arm und hülflos zu ihrer alten Herrin zurückkehrt, weil ihr Mann ſie ſchlecht behandelt hat oder wegen irgend eines Verbrechens im Gefängniß ſitzt.

Das Haus, wie der Staat, muß ein regierendes Oberhaupt haben, und zwar *nur* dieſes eine. Jedermann kennt jenen Zuſtand, den wir Dienſtbotenrepubli-

kanismus genannt haben. Welche Regierungsform für ein Königreich die beſte ſei, mag dahin geſtellt bleiben — in der Familie jedoch muß es eine unumſchränkte Gewalt ſein, welche in die Hände eines Einzigen gelegt iſt und zwar entſchieden in diejenigen der Frau des Hauſes. Der Herr deſſelben, möge er Gatte, Vater oder Bruder ſein, hat genug auswärts zu thun; er iſt es, welcher die Mittel erwirbt, mit denen die Frau Haus zu halten hat; Natur und Sitte verlangen es ſo, mit nur wenigen Ausnahmen, und jede Aenderung in dieſer Beziehung — wenn z. B. „Mama“ in eine Gerichtsſitzung oder an die Börſe gehen, oder einen halben Tag herumfahren und Krankenbeſuche machen wollte, während „Papa“ zu Hauſe bliebe, um das Mittageſſen zu kochen und die Kinder zu hüten — wäre gewiß ſehr ſchlimm, wenn nicht für „Papa,“ ſo doch für das Mittageſſen und für die Kinder.

Nein, wir Frauen, die wir dem „ſanfteren“ Geſchlecht angehören, obgleich wir durchaus nicht immer ſo ſanft ſind, als alle möglichen Schmeicheleien uns manchmal zu ſcheinen veranlaſſen, haben nicht den Beruf und

meiſtens auch nicht den Wunſch, uns in die Geſchäfte der Männer zu drängen. Wir fühlen, daß wir für dieſelben nicht taugen; und wiewohl wir jene heldenmüthigen, ſelbſtaufopfernden weiblichen Doctoren, die fähig ſind, ihre ſchwere Aufgabe zu erfüllen — jene weiblichen Miſſionäre und Reiſende, welche ihr ganzes Leben dem Wohle der Menſchheit, den Wiſſenſchaften oder der Kunſt widmen, nicht hoch genug ehren können, ſo ſind dieß doch nur ſeltene Ausnahmen, die nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden dürfen. Die durchſchnittliche Zahl der Frauen begnügt ſich damit, den Männern die ihnen gebührende Stellung unbeſtritten zu überlaſſen; nicht weniger müſſen wir aber auch die unſrige behaupten — und eines der erſten „Rechte“ derſelben iſt gewiß die Oberherrſchaft in allem, was häusliche Angelegenheiten betrifft.

Der Mann hat durchaus nicht nöthig, ſich in die Führung des Hausweſens zu miſchen; er braucht nicht die wöchentlichen Ausgaben nachzurechnen und darauf zu beſtehen, zu wiſſen, wie viele Lichter auf das Pfund gehen, ob in oder außer dem Hauſe gewaſchen und was zu

Mittag gekocht wird — ausgenommen, wenn die herbſte Nothwendigkeit oder die traurigſte Unfähigkeit von Seiten der Hausfrau ihn dazu zwingt. Derjenige Mann, welcher ſich aus eigenem, freiem Willen oder aus Gewohnheit in dieſe Dinge miſcht, verräth ſehr kleinliche Geſinnungen und muß außerordentlich unbequem für ſeine Familie und ſeine Dienſtboten ſein; und vielleicht nicht nur für dieſe, indem ein Mann, der daheim „ſeine Naſe in allem hat," ſelten ein großer Gewinn für die äußere Welt iſt.

Eine Dame meiner Bekanntſchaft ſagte mir einſt mit großer Freude und Befriedigung: „Sie glauben nicht, wie mir mein Mann alle Mühen des Hausweſens erſpart; er beſtellt das Mittageſſen, macht die dazu nöthigen Einkäufe, bezahlt alle Rechnungen und führt das Haushaltungsbuch; nie verlangt er von mir, daß ich dieß thue." „Meine Liebe," dachte ich bei mir, „an Ihrer Stelle würde ich mich für meinen Mann und für mich ſelbſt von Herzen ſchämen."

Der Gebieter wie die Gebieterin des Hauſes ſollten ſich beſtreben, die Jedem zuſtehenden Geſchäfte pünktlich zu

vollbringen, und ſich ſo viel wie möglich gegenſeitiger Einmiſchung zu enthalten. Ein Mann, der ſeiner Frau oder Derjenigen, die ihre Stelle vertritt, unbedingt vertrauen kann, ſollte es ebenſowohl unterlaſſen, ſich um die häuslichen Angelegenheiten zu bekümmern, wie ſie, ihn mit Fragen über ſeine Geſchäfte zu quälen. Es werden ſich ohne Zweifel zahlloſe Gelegenheiten bieten, bei welchen er froh und dankbar ſein wird, ſich Raths bei ihr zu erholen, während ſie vielleicht ihr ganzes Leben lang mit inniger Dankbarkeit und Liebe einer Zeit der Krankheit oder Trübſal gedenkt, in welcher er nicht nur ſeine eigene, ſondern auch ihre Stelle gewiſſenhaft ausfüllte, ſich keiner, ſonſt nur Frauen zukommenden Aufgabe ſchämte und über keine, auch nicht über die kleinſte und geringſte Haushaltungsſorge verdrießlich und ärgerlich wurde.

Eine andere mir bekannte Dame hält es für eine Bedingung häuslicher Glückſeligkeit, daß die männlichen Glieder der Familie wenigſtens ſechs Stunden des Tages von Hauſe abweſend ſind, und gewiß wird jede Hausfrau, möge ſie die Ihrigen noch ſo lieb haben, jener Dame mehr oder weniger beipflichten müſſen. Wenn

„Papa“ oder „die Knaben“ fortwährend alle Zimmer belagern, zu allen Stunden aus und eingehen, unaufhörlich dieſes wollen und jenes tadeln, ſo wird dadurch ſelbſt die weibliche Geduld auf eine harte Probe geſtellt. Und ich möchte meine Schweſtern im Allgemeinen — natürlich im Vertrauen — fragen, ob es nicht zu einer großen Wohlthat wird, wenn die männliche Hälfte der Familie einige Stunden auswärts beſchäftigt iſt und inzwiſchen das Haus in Ruhe, Ordnung und regelmäßige Arbeit gebracht werden kann?

Gewiß iſt es für ſie wie für uns wohlthätig, wenn alle unangenehmen häuslichen Geſchäfte, welche nicht zu vermeiden ſind, in Abweſenheit der Herren vollbracht werden, und dafür zu ſorgen ſollte in der That ein Hauptbeſtreben jeder guten Hausfrau ſein. Möge der Hausvater bei ſeiner Rückkehr eine ruhige, heitere Heimath finden, wo alle kleinen Widerwärtigkeiten aus dem Wege geräumt ſind. Ebenſo gut wäre es allerdings, wenn auch er ſich bemühen wollte, allen Staub und Schmutz des Alltagtreibens vor der Thüre ſeines Hauſes zurückzulaſſen und den Seinen eine klare Stirne und ein

freundliches Wort mitzubringen — da aber dieſe „Gedanken“ ſich nicht unterwinden, die Herren der Schöpfung zu hofmeiſtern, ſo habe ich nach dieſer Richtung hin nichts mehr zu ſagen.

Diejenige Frau jedoch, welche nichts beſſeres zu thun weiß, als ihren unglücklichen Gatten bei ſeiner Nachhauſekunft mit einer langen Erzählung ihrer wirklichen oder eingebildeten häuslichen Plagen zu empfangen — wie der Metzger niemals das Fleiſch zur gehörigen Zeit bringe und der Bäcker immer zu viel Brod berechne, wie ſie überzeugt ſei, daß die Köchin „trinke“ und daß Gretchen's „Vetter“ geſtern von „unſerm“ Hammelfleiſch zu Mittag gegeſſen habe — wahrhaftig, eine ſolche Frau verdient alles, was ihr darauf wird: kalte Blicke, ſcharfe Reden, haſtiges Vertiefen in die nächſte, beſte Zeitung, vielleicht ein Spaziergang ohne die gewohnte Aufforderung an ſie, mitzugehen, oder der Club. Arme kleine Frau! Nun ſitzt ſie weinend an ihrem einſamen Kamin, gibt aber nicht zu, daß ſie Unrecht habe, ſondern nur, daß ſie recht unglücklich ſei und recht ſchlecht behandelt werde — dürfte ich ſie wohl auf eine goldene Regel aufmerkſam

machen? „Niemals quäle einen Mann mit Dingen, die er nicht verſteht und denen er nicht abhelfen kann“ — ſowie auf einen harmloſen Reim, welcher in Bezug auf kleine Widerwärtigkeiten gewiß die Wahrheit ſagt — ob auch in Betreff der größeren Sorgen und Leiden im Leben, welche er ſo philoſophiſch behandelt, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen —

„Ein Mittel gibt's für jede Plage
Vielleicht, vielleicht auch nicht — daß ich Dir's ſage;
Gibt's ein's, ſo ſieh' Dich darnach um,
Gibt's kein's, ſo kümm're Dich nicht d'rum.“

Und wenn er wieder heimkehrt, der ehrliche Mann, ein wenig reumüthig vielleicht, ſo weiß ich nur ein Betragen, welches ich allen vernünftigen Frauen empfehlen möchte: nämlich, daß ſie ihren Arm um ſeinen Hals ſchlinge und — ſchweige!

Die Hausfrau hat nun einmal ihre Sorgen und Mühen, möge ſie in noch ſo hohem Grade jene unſchätzbare Eigenſchaft beſitzen, ſie mit leichtem und heiterem Muthe zu tragen, ihre Bedeutung nicht zu überſchätzen und nicht ſich und Andere mit der Eigenheit ſelbſtſüchtiger und kleinlicher Charaktere zu plagen, in deren Au-

gen das Zerbrechen eines Tellers mindeſtens ein ebenſo großes Unglück als der Zerfall eines Staates iſt. Niemand wird die Zügel eines Hausregimentes noch ſo kurze Zeit in Händen haben, ohne zu empfinden, welch' eine ſchwierige Stellung es iſt, ohne einzuſehen, daß Selbſtbeherrſchung unerläßlich, um über Andere herrſchen zu können, daß man unausgeſetzt ſelbſt thätig ſein und alle jene Regeln und Vorſchriften ſelbſt erfüllen muß, welche den Fortbeſtand eines geordneten Hausweſens bedingen und für die übrigen Glieder des Hauſes nicht mehr als ein todter Buchſtabe ſind, wenn ſie nicht vor allen Dingen von der Hausfrau ſelbſt, der Seele des Ganzen, gewiſſenhaft beobachtet werden.

Dazu gehört ohne Zweifel nicht geringe Selbſtverleugnung. Es iſt z. B. nicht angenehm für träge Damen, zu ſo regelmäßig früher Stunde am Frühſtücktiſch zu ſitzen, als es jede zweckmäßige Hausordnung erfordert, oder für in der Rechenkunſt ſchlecht bewanderte Frauen, welche bisher nur nach halben Gulden zu rechnen gewohnt waren, die regelmäßigen Ausgaben und Einnahmen gegeneinander abzuwägen, oder endlich für

nervenschwache, nur mit sich selbst beschäftigte Damen, sich soweit aufzuraffen und anzustrengen, um ihr Haus in Ordnung zu bringen und zu erhalten und eine gewissenhafte Aufsicht über alles, was in demselben vorgeht, zu führen. Und doch, wenn nicht alles dieß geschieht, ist es umsonst, frühes Aufstehen zu verlangen, über Verschwendung zu klagen oder Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung zu predigen. Die Dienstboten merken bald, daß „Madame nie zur Zeit fertig ist", und spotten daher aller Klagen über ihre eigene Unpünktlichkeit; sie geben sich keine Mühe, vernünftig einzutheilen und nicht zu verschwenden, denn „Madame versteht doch nichts davon"; sie mag ihnen noch so gute Lehren über Ordnung und Pünktlichkeit geben — umsonst, denn — „Wie sieht es in ihrem eigenen Zimmer aus!" Und was nun vollends jene höhern Eigenschaften, Wahrheit, Sanftmuth und vor allem Gewissenhaftigkeit betrifft — wenn wir diese bei der Hausfrau vergebens suchen, so wäre es thöricht, dieselben von den Dienstboten, Kindern oder irgend welchen Gliedern der Familie zu erwarten.

Ueber dieſe Thatſache iſt ſo viel ſchon geſagt und geſchrieben worden, daß manche Leſer lächeln mögen, ſie hier zu finden — und doch iſt ſie leider noch lange nicht allgemein zur Richtſchnur alles Handelns angenommen worden. Wie viele Frauen haben die Gewohnheit, die Menſchen, die Vorſehung — alles und Jedermann zu tadeln, nur nicht ſich ſelbſt. Sie wollen nicht einſehen, daß einer Frau, ſo lange ſie nicht alles gethan hat, was in ihrer Macht ſteht, ſo lange ſie nicht mit widrigen Verhältniſſen aller Art und hauptſächlich mit ſich ſelbſt, mit den Fehlern und Schwachheiten ihres eigenen Charakters gekämpft hat, kein Recht zuſteht, Andere zu tadeln. Es iſt umſonſt, ſie überzeugen zu wollen, daß, ſo verderblich auch die Lebensweiſe des Mannes auf die äußeren Verhältniſſe der Familie einwirken kann, die in Folge ſchlechter Leitung im Innern derſelben ausgebrochenen Mißhelligkeiten und häuslichen Mißgeſchicke in den meiſten Fällen der Hausfrau zur Laſt fallen; und doch ſollte jede Frau, welche fühlt, daß „wem viel gegeben iſt, von dem auch viel gefordert wird“, dieſe Wahrheit tief zu Herzen nehmen.

Die Hausmutter! wo könnte ſie einen edleren Titel, eine heiligere Aufgabe finden? Wie viele Seelen ſind in ihre Hand gegeben, für welche ſie zu ſorgen hat, in großen wie in kleinen Dingen — wenn irgend etwas klein genannt zu werden verdient, wovon das Wohlbefinden einer ganzen Familie abhängt und zwar in einem Grade, welcher nie genug gewürdigt werden kann. Bei vielen Menſchen hängt z. B. gute Laune von guter Geſundheit, gute Geſundheit von guter Verdauung, gute Verdauung von geſunder, gut zubereiteter, in Ruhe und Frieden genoſſener Nahrung ab. Schlechtgekochte, verſpätete oder verfrühte Mahlzeiten legen ebenſo oft den Grund zu gereizter Stimmung, als manche Gemüthsbewegung; und wenn Jemand Hang zu trüben Gedanken hat, ſo kann der Aufenthalt in dumpfen, eingeſchloſſenen Zimmern, aus welchen friſche Luft und Sonne ſyſtematiſch verbannt ſind, wirkliche Schwermuth erzeugen; während jene nervenſchwachen, reizbaren Menſchen, die entweder in Folge der langſamen Entartung unſeres Geſchlechtes oder der modernen Sucht, den Geiſt auf Koſten des Körpers zu bilden, ſo häufig in unſern Tagen ſich finden, oft beinahe

zur Verzweiflung gebracht werden durch die Nichtbeobachtung jener gewöhnlichen Gesundheitsregeln, deren Unkenntniß oder Vernachlässigung schlimm genug bei Jedermann, bei einer Hausfrau aber kaum weniger als ein Verbrechen ist.

Die meisten dieser Fehler begehen wir Frauen jedoch ohne alle Absicht. Ein junges Mädchen, welches sich verheirathet, denkt zunächst nur an die Annehmlichkeit, ein eigenes Hauswesen zu besitzen, aber nicht an die Schwierigkeit, dasselbe zu leiten; sie rühmt sich vielleicht sogar ihrer liebenswürdigen Unwissenheit in so gewöhnlichen Dingen, während ihr junger Gatte einen Scherz aus derselben macht. Das mag für eine Zeitlang gehen — wenn jedoch die erste Jugend vorüber ist und solche arme Geschöpfe sich den mittleren Jahren nähern, so sehen wir in ihnen nur noch hülflose, lästige Frauen und träge, schwache Mütter, die vielleicht ganz gute Absichten haben, aber nicht fähig sind, dieselben auszuführen und entweder in eine hoffnungslose Gleichgültigkeit — nicht Zufriedenheit — versinken oder sich in nutzlosen Klagen erschöpfen, welche niemals zu etwas Besserem führen.

Arme Frauen! wir mögen ſie bemitleiden und ihnen verzeihen, indem wir ihre vielen guten und achtungswerthen Eigenſchaften anerkennen, allein alle thatloſe Sanftmuth der Welt kann eine thätige Güte nicht erſetzen, und es gibt manche „ſehr liebenswürdige Frau“, welche eine untergeordnete Stellung vielleicht vollkommen gut ausgefüllt hätte, als Hausfrau und Familienmutter jedoch, die ſie unglücklicherweiſe geworden, durch ihre übergroße Güte, träge Schlaffheit und ein allgemeines „Sichgehenlaſſen“ ebenſo viel Unheil ſtiftet, als das böſeſte Weib, das jemals den Frieden eines Hauſes untergrub.

Eine gerechte und geſetzliche Macht zu beſitzen und ſie weiſe zu gebrauchen, iſt eine herrliche und edle Sache. Was ſoll aber zu Gunſten derjenigen Frau geſagt werden, welche ſie beſeſſen und von ſich geſchleudert oder nur behalten hat, um ſie zu mißbrauchen? Wehe ihr und Allen, die mit ihr verbunden ſind, denn ſie hat aufgehört, nur ſich ſelbſt zu ſchaden. Jedes Leben, das ihr anvertraut geweſen, für deſſen Geſundheit Leibes und der Seele, für deſſen Frieden, Glück und Wohlergehen ihr die Verantwortung übergeben ward, wird einſt am

Tage des Gerichts gegen sie zeugen. Wir sehen sie, wie sie plötzlich zum Bewußtsein alles dessen erwacht, was sie gethan und was sie unterlassen hat, was aus den Ihrigen geworden und was sie unter Gottes Beistand aus ihnen hätte machen können — wie sie in ihrer Seelenangst den Tag ihrer Geburt verwünscht!

Jetzt ist es das größte Glück für sie — wenn Selbstbetrug je ein Glück sein kann — daß sie sich ihrer Stellung nicht bewußt ist, daß sie die Demüthigung nicht fühlt, in ihrer eigenen Familie nicht Herrin zu sein, von ihren Dienstboten verachtet, von ihren Kindern gemeistert, von ihrem Gatten gescholten oder vernachlässigt, von Freunden und Nachbarn getadelt, bemitleidet oder ausgelacht zu werden. Vielleicht auch erträgt man sie geduldig und behandelt sie freundlich, so lange sie lebt — die Spuren ihres Daseins ohne Werth und ohne Würde werden sich jedoch verwischen und ihre Stelle wird ausgefüllt sein, so bald sie die Augen geschlossen — von einigen Wenigen vielleicht kurze Zeit betrauert, von Niemanden jedoch wirklich vermißt.

Welch' ein Gegensatz zu jenem Vorbild weiblicher

Tugenden, das die Worte König Lamuel's uns zeichnen, und welches in dieſen unſern Tagen noch ebenſowohl zur Nachahmung aufgeſtellt zu werden verdient, als in jener längſt vergangenen Zeit, unter der glühenden Sonne des Oſtens —

„Die Worte König Lamuel's, die ſeine Mutter ihn lehrte" —

„Wem ein tugendſames Weib beſcheret iſt, die iſt viel edler denn die köſtlichſten Perlen.

Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leides ſein Lebenlang.

. . . . . .

Sie gürtet ihre Lenden feſt, und ſtärket ihre Arme.

Sie ſtreckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger faſſen die Spindel.

Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen, und reicht ihre Hand dem Dürftigen.

. . . . . .

Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er sitzt bei den Aeltesten des Landes.

. . . . . .

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist; und wird hernach lachen.

Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit.

Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie.

Viele Töchter bringen Reichthum; du aber übertrifft sie alle.

Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände; und ihre Werke werden sie loben in den Thoren."

Ueber weibliche Freundschaften.

Die Freundschaft ist ein Name nur,
Ein reizend Traumbild, das wir unser wähnen;
Des Reichthums und des Glückes Spur
Folgt sie, und läßt dem Armen — nichts als Thränen.

Diese Worte, zu kurz und bündig, um heut zu Tage noch auf den Namen „Dichtung" Anspruch machen zu können, beziehen sich nur auf das stärkere Geschlecht. Unseren Freundschaften wird ein aufmerksamer Beobachter wohl schwerlich Mangel an Aufrichtigkeit zum Vorwurf machen. Unbeständig, schwach, übertrieben und empfindsam mögen sie sein, selten jedoch falsch, parasitisch oder diplomatisch. Die zahllosen Nebenbeweggründe, welche viele Männer sich nicht scheuen zu haben und sogar einzugestehen, sind für uns so gut als unmöglich, unmöglich in Folge der Fehler selbst unserer weiblichen Natur: unserer Kleinlichkeit, Unvernunft und Unfähigkeit, mehr als Einen Gedanken zu gleicher Zeit zu fassen.

Eine traurig große Anzahl unseres Geschlechtes ist in Wahrheit zu hohl und leer, um doppelsinnig, zu seicht, um falsch zu sein. Ja, die Schlimmsten unter uns haben mehr Geradheit und Einfachheit des Charakters als die Männer, und so ist wohl auch unsere oberflächlichste Freundschaft — die flüchtigste Neigung, welche wir mit diesem Namen schmücken — während sie andauert, wahrer, als die Mehrzahl der sogenannten „Freundschaften" der Männer.

Aber — und dieses „aber" wird ohne Zweifel den Zündstoff in ein ganzes Nest von Horniſſen werfen — die Freundschaften unseres Geschlechts sind eben in Folge der Eigenthümlichkeiten unseres Temperaments selten oder nie so fest, so gerecht oder so ausdauernd als diejenigen der Männer — wenn sich diese finden. Damon und Pythias, Oreſtes und Pylades, Brutus und Cassius — als letztes und lieblichstes Beispiel David und Jonathan, sind für unser Geschlecht unerreichbare Vorbilder ächter Freundschaft. Ein solches Bündniß zwischen zwei Männern, so selten es sich findet — denn nicht nur hat es die gewöhnliche männliche Gefühlseigenheit, sondern

hauptsächlich das bei Männern so sehr häufige Aufgehen in dem eigenen Ich zu überwinden — ist durch seine Kraft und Tiefe, durch die vollständige Vermeidung jeder Empfindsamkeit und jeder äußeren Kundgebung etwas viel höheres, als jede Freundschaft zweier Frauen; ja die Welt kennt vielleicht kaum einen schöneren, edleren Anblick, als eben ein solch' festes, allen Stürmen trotzendes Freundschaftsbündniß zweier Männer. Gerade wie ein wirklich guter Mann, dessen natürliche Anlagen ihn auf dem Gebiete der Tugend wie des Lasters so viel mehr zu leisten befähigen, in gewissem Sinne besser ist als die beste Frau. Doch diesen Streitpunkt mögen Diejenigen weiter verfechten, welche es lieben, sich die Köpfe über Fragen zu zerbrechen, die in der Regel gar nicht werth sind, aufgeworfen zu werden.

Allein, obgleich ich also nicht mit all den romantischen Phrasen über weibliche Freundschaften einverstanden bin, weil ich glaube, daß zwei Drittel derselben nur aus Langerweile oder aus jenem „Bedürfniß zu lieben" entspringen, welches in Ermanglung anderer natürlicher Bande in jenen einen Ersatz für diese sucht — so verhüte der

Himmel, daß ich meinem Geschlechte das große Unrecht zufügen wolle, zu behaupten, es sei eines Gefühls unfähig, welches in seiner rechten Gestalt und an seinem rechten Orte so manchem Leben Kraft, Hülfe und Reiz verleiht, und dieß um so mehr, als es eine der ersten süßen Empfindungen ist, welche wir kennen lernen.

Es gibt wohl wenige Frauen, welche sich nicht einer ersten Freundschaft — so wonnevoll und beinahe so leidenschaftlich als die erste Liebe — erinnern. Sie war vielleicht nicht von Bestand — sie ist es selten; allein damals war sie ein so reines, so selbstvergessendes und selbstverleugnendes Gefühl, als das menschliche Herz nur je empfinden kann; bei Vielen näher verwandt mit jener ersten Liebe — Liebe in der höchsten Bedeutung, frei von aller Selbstsucht und Sinnlichkeit — als irgend ein Gefühl ihres späteren Lebens. Nehmen wir uns denn in Acht, diese mädchenhafte Freundschaft, so flüchtig oder vergänglich in ihrem Wesen und so romantisch und oft albern in ihren Aeußerungen sie auch sein mag, lächerlich zu machen, damit unser Spott nicht Dinge treffe, welche heiliger sind als wir es ahnen.

Und doch ist es nicht das Wahre, nicht Freundschaft, sondern eher ein Dämmern der Liebe, ebenso eifersüchtig, anspruchsvoll und unvernünftig, so glücklich und so elend wie diese selbst. Dem nüchternen Beobachter mag dieß lächerlich erscheinen, in den Betheiligten aber sind diese Gefühle so lebhaft und aufrichtig, als irgend eine Leidenschaft, welcher sich das unbewachte Mädchenherz später je hingeben mag, und in ihrem Wiederscheine erblicken sie nicht nur für den Augenblick, sondern vielleicht noch lange nachher die ganze Welt. Und doch ist eine solche Freundschaft nur ein Traum, der in nichts zerrinnt, wenn die Liebe in dem jungen Herzen erwacht; oder will sie ihre Lebensfähigkeit noch ferner bewahren, so muß sie ihr Wesen ändern, ihren Ansprüchen entsagen, auf ihre Rechte verzichten — kurz sie muß begraben werden und in gänzlich veränderter Gestalt wieder auferstehen. Wenn Laura und Mathilde — nun sie einem Hauswesen vorstehen, einen Gatten und Kinder haben — ein ganzes Jahr vorüber gehen lassen können, ohne sich zu sehen oder einen Monat, ohne sich zu schreiben; wenn sie darum doch das Leben nicht für leer hal-

ten und finden, daß ihre Zuneigung Wahrheit iſt — dann hat ihre Freundſchaft die Probe beſtanden und ihren Namen verdient, denn ſie hat die ſie auszeichnende Fähigkeit bewährt: ohne Anſprüche zärtlich zu lieben — und die Beiden, jung oder alt, werden ſich treu bleiben bis zu ihres Lebens Ende.

Iſt die eben erwähnte Fähigkeit als der Prüfſtein für die Freundſchaft anerkannt, ſo findet ſich vielleicht die Antwort auf die Frage, weßhalb wir ſie ſo ſelten in ihrer wahren Höhe erreichen, in dem Umſtande, daß wir von Natur in allen unſern Gefühlen ſo durchaus perſönlich ſind. Wir haben Inſtinkte, Neigungen, Leidenſchaften, allein die Freundſchaft iſt, ſtreng genommen, keines von dieſen Dreien. Sie iſt, um mit Goethe, dem Hoheprieſter intellektueller Selbſtverherrlichung, welcher mit dieſem ſeinem Ausſpruch ſelbſt am meiſten Mißbrauch getrieben, zu reden, eine Wahlverwandtſchaft, auf die geiſtige Uebereinſtimmung gegründet, welche, wenn auch oft zugleich mit ihnen beſtehend, doch ganz unabhängig von allen Banden des Inſtinktes oder des Blutes iſt. So kommen ihr denn auch weder die Heiligkeit noch die

Schwächen der letzteren rechtlich zu. Ihre Pflichten und Vorrechte, ihre Wohlthaten und Schmerzen gehören einer besondern Sphäre an, deren Lebenselement vollkommene Freiheit ist. Als ein Bündniß nicht von der Natur, sondern aus freier Wahl geschlossen, ruhig, frei und klar, ohne Rechte und ohne Eifersucht, ist sie das festeste und zugleich unabhängigste aller menschlichen Bande.

Betrachten wir jedoch die Freundschaft in ihrem reinsten Wesen, so möchten wir wohl zu dem Glauben geneigt sein, es könne auf dieser unserer unvollkommenen Erde kein Mann — gewiß keine Frau — wahre Freundschaft geben oder empfangen. Und doch nennen wir Alle wenigstens einige Dutzend Freunde unser; von Frau X., welche „einige Freunde" — vielleicht zweihundert — einladet, den Abend bei ihr zuzubringen, bis herunter zu dem armen Teufel, der den Verfolgern des kleinen Borers die bekannten tragikomischen Worte nachruft: „Schlagt ihn tüchtig, er hat keine Freunde!" Und wer anders als ein vollständiger Menschenfeind könnte diesen freundlichen Titel denjenigen seiner Bekannten, welche

ihn beharrlich beanſpruchen, ſowie die geſellſchaftlichen Liebesdienſte, welche er mit ſich bringt, verſagen?

„Süß iſt die Liebe, gegeben oder empfangen“ — und ebenſo die Freundſchaft, wenn ſie, wie in der Regel weibliche Freundſchaften, aus jenem reinen, unverfälſchten, doch einſeitigen Triebe entſpringt, der, oft verkehrt, nie aber ſchlimm gemeint, uns zugleich ſo liebenswürdig und ſo läſtig macht, und den wir, wie ich fürchte, niemals werden verleugnen können, als bis wir aufhören, Frauen zu ſein und werden, was die Männer uns zuweilen nennen — und ſie wiſſen wohl, daß ſie uns nur zu viele Veranlaſſung geben, es zu ſein — Engel!

Ja, trotz all unſerer Thorheit, falſch ſind wir nicht; nicht einmal, wenn Eliſe A. die herablaſſende Cöleſtine B. mit der ganzen Macht ihrer unſchuldigen Seele anbetet, obgleich ſie, wenn ſie nach zwanzig Jahren als Frau C. und Frau D. ſich wiederſehen, vielleicht kaum mehr ihrer gegenſeitigen Taufnamen ſich erinnern mögen; und auch nicht, wenn Betty E., die mit ganz beſonders liebenswürdigen Brüdern geſegnet iſt, dreimal drei „beſte“ Freundinnen hat, welche ihr

und sich selbst ehrlich versichern, daß sie nur um ihrer lieben Betty willen zu ihr kommen. Ja, wenn Fräulein F., die gesetzte Jungfrau starken Geistes, deren Neigungen einst verschmäht oder verbittert worden, mit Frau G., der hochstrebenden Dame, welche unglücklicherweise ihr Geschick an einen „Bauern" gekettet, einen Bund gegen das andere Geschlecht schließt; wenn sie sich in die Arme fallen und ewige Freundschaft geloben — für ein Jahr freilich nur, nach dessen Ablauf sie durch ihre ewige Feindschaft alle ihre Bekannte auf fünf weitere Jahre in Unbehaglichkeit versetzen — sogar in diesem bedauerlichen Stande des Gefühls ist es noch achtungswürdiger, als die kriechende, heuchlerische, stellenjägerische Ergebenheit, welche die Herren H. und J. „Freundschaft" zu nennen belieben.

Die Männer mögen über uns lachen, wir verdienen es, denn wir sind oft große Thörinnen — allein wir sind ehrliche Thörinnen, und unsere Thorheit, wenigstens in dieser Sache, endigt gewöhnlich da, wo die ihrige beginnt: mit den mittleren Jahren oder mit der Verheirathung.

Was die Unverheiratheten, die Alleinstehenden betrifft, so sind diese am meisten zu jener Art sentimentaler Freundschaft mit ihrem eigenen oder dem andern Geschlechte geneigt, welche, obgleich oft genug edel, uneigennützig und wahrhaftig, in manchen Fällen lächerlich, in andern gefährlich wird. Zwei Frauen oder Mädchen zum Beispiel, welche über die erste Jugend hinaus sind und nur für einander Augen haben und ihre Zärtlichkeit durch Liebkosungen oder Neckereien zur Schau tragen, sind ein so widerlicher Anblick für den gesunden Menschenverstand, daß ihre Albernheit beinahe zum Unrecht werden könnte. Wenn wir jedoch zwei Frauen sehen, denen die Vorsehung engere Bande versagt hat und welche, dem Schicksal die beste Seite abgewinnend, sich gegenseitig Ersatz zu bieten streben, indem sie sich mit mehr Innigkeit lieben, tragen und trösten, als es Schwestern oft thun, weil ihnen die Freiheit der Wahl zu Gebote gestanden — so ist dieß ein achtungswerther und lieblicher Anblick.

Und nicht weniger gilt dieses von einer Freundschaft, die selten, das gebe ich zu, doch recht wohl zwi-

schen einem Manne und einer Frau bestehen kann, welche in Folge ihrer Eigenthümlichkeiten oder auch äußerer Verhältnisse nicht im Geringsten in Gefahr stehen, „sich zu verlieben.“ Daß es solche Freundschaften gibt, daß sie ein ganzes Leben lang treu und vollkommen rein bewahrt werden können, ohne in andere Rechte einzugreifen und ohne irgendwelche moralische oder sociale Gesetze zu übertreten, das wird die Lebenserfahrung der meisten Menschen bezeugen; und wer die Behauptung aufzustellen wagt, daß ein solches, von den Spöttern „platonisch“ genanntes Verhältniß unmöglich sei, kann in der That nur eine sehr niedrige Anschauung der menschlichen Natur haben. Allein zu gleicher Zeit muß der gewöhnliche Menschenverstand zugeben, daß solche Freundschaften selten zu finden und, wenn gefunden, nicht immer die glücklichsten sind, weil sie in gewisser Art der Natur widerstreiten. Denn unzweifelhaft ist es Naturgesetz, daß Diejenigen, mit welchen wir durch Bande des Bluts verknüpft sind, uns am nächsten stehen sollen — Vater oder Bruder, Mutter oder Schwester — bis die Ehe uns mit noch festeren Banden umschlingt, und es ist

immer, wenn auch nicht unrecht, doch in hohem Grade beklagenswerth, wenn irgend ein anderes Gefühl von dem Herzen des jungen Mannes oder der Jungfrau zuvor ſchon Beſitz genommen und daſſelbe in Folge deſſen nicht die volle, rückhaltsloſe Liebe geben kann, welche die Jungfrau dem Gatten, der junge Mann der Gattin entgegenbringen ſoll. Ich ſage ſoll — Gott weiß, ob es je geſchieht! Allein wie viele Schuld Verhängniß, Thorheit oder Schlechtigkeit auch immer daran haben mögen, ſo bleibt es doch nicht weniger wahr und zweifellos, daß diejenige Ehe über alles glücklich iſt, in welcher der Mann nie eine beſſere Freundin als die Gattin, die Frau nie einen beſſern Freund als den Gatten gehabt.

Wenn aber nach der Verheirathung der eine oder der andere Theil einem Dritten jene Liebe ſchenkt oder zu ſchenken begehrt, auf welche doch nur die Beiden gegenſeitig ein Recht haben, ſo iſt dieß ein ſo unausſprechlich bedauernswerther Stand der Dinge, daß ſich darüber gar nicht ſprechen läßt. Und es gibt ſolche Fälle. Gott aber, welcher das Geheimniß der Ehe zum Abbilde eines

andern, noch größeren Geheimniſſes machte, kann allein hier Richter ſein, denn Er nur kennt die Verſuchungen, die Sünde und das Elend, welche die Folge davon ſind.

Indem wir denn alſo zugeben, daß ein Freundſchaftsbündniß „rein und lauter“ zwiſchen einem Manne und einer Frau — unter beſondern Umſtänden ſogar zwiſchen einem Jüngling und einer Jungfrau — beſtehen kann, ſo dürfen wir doch auch nicht in Abrede ziehen, daß der Verſuch immerhin ſchwierig, oft gefährlich iſt, ſo gefährlich ſogar, daß die nüchterne Hälfte der Menſchheit gar nicht an die Möglichkeit der von uns aufgeſtellten Behauptung glaubt. Eltern und Vormünder erheben natürlicherweiſe Einſprache dagegen, daß ein junger Mann ihr Haus als ſeine Heimath betrachte, oder ſentimentale Spaziergänge mit ihren hübſchen Töchtern oder Mündeln in der Dämmerung mache. Sie beſtehen darauf, und mit Recht, daß er „in guter Abſicht oder gar nicht komme“, d. h. als ein bloßer Bekannter, ein gerngeſehener Freund der Familie, der ganzen Familie oder als erklärter Bewerber. Und obgleich dieß dem jungen Manne ziemlich ſchwer fallen mag, da er mit ſechs-

hundert Gulden jährlichem Einkommen und allen Anlagen zu einer kleinen Liebeständelei eine gewaltige Scheu vor der Ehe verbindet, ſo iſt es doch gewiß ſo am beſten und vernünftigſten. Es werden dadurch vielleicht beide Theile davor bewahrt, die Liebe, welche nur einmal geſchenkt werden ſoll, in einer Reihe falſcher, ſentimentaler Neigungen zu zerſplittern, oder in die noch größere Gefahr zu kommen, daß, was auf beiden Seiten in unſchuldigſter Weiſe begonnen, in unheilbarem Schmerz und nicht wieder gut zu machendem Unrecht endige.

Deßhalb kömmt es im Allgemeinen mehr Denjenigen, welche im Leben ſchon weiter vorangeſchritten ſind und für welche die Zeit der Liebe vorüber oder für die ſie nie dageweſen iſt, zu, von dem Rechte Gebrauch zu machen, auf welches jedes reine und unabhängige Herz ganz gewiß Anſpruch machen kann — von dem Rechte, zu ſagen: ich erwähle mir dieſen Mann oder dieſe Frau; ſie ſollen mir Freund oder Freundin ſein — niemals mehr und niemals weniger — und ſollen es bleiben bis zum Ende meiner Tage". Und wenn alle Diejenigen, welche wirklich wiſſen, was eine ſolche Freundſchaft iſt,

den moralischen Muth hätten, die Würde derselben gegen die Spöttereien der Gesellschaft, welche schwer an irgend etwas Höheres und Reineres, als sie selbst ist, glaubt, aufrecht zu erhalten, so bin ich überzeugt, wäre es für die Welt um so besser.

Freundschaften zwischen Frauen sind natürlich frei von allen diesen Gefahren, doch mögen auch sie ihre Klippen haben.

Bei den meisten Freundinnen, deren Anhänglichkeit besonders tief und dauernd ist, werden wir in der Regel eine Verschiedenheit bemerken — der eine Theil wird stark, der andere schwach, der eine ernst, der andere heiter sein — welche in gewisser Art der Verschiedenheit der Geschlechter entspricht. Sonst würde auch eine innige, ausschließliche Freundschaft zwischen zwei Frauen selten von langer Dauer sein oder wenn sie es wäre, den Charakter Beider wenn nicht geradezu verderben, doch gewiß nicht veredeln, indem die Wechselwirkung der beiderseitigen weiblichen Schwachheiten demselben die einseitigste Richtung geben müßte.

Hierin liegt der Unterschied — scharf und unum-

stößlich ausgesprochen — zwischen Freundschaft und Liebe. Die Letztere, in der Natur begründet, bedarf nur Eines Wesens, in welches sie sich versenkt und das sie sich zu eigen macht, bis die beiden verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Charaktere in Eines verschmelzen, nach göttlicher Bestimmung „Ein Fleisch“ werden. Allein die Freundschaft muß, um überhaupt Freundschaft zu sein, unabhängig für sich selbst bestehen können und Steigerungen sowohl als Mannigfaltigkeit zulassen; denn obgleich wir nur Einen liebsten Freund haben, so würde es von geringem Vermögen, die Menschen zu würdigen und zu lieben, zeugen, wenn wir nicht mehr als nur diesen Einen Freund haben könnten.

Auf der andern Seite ist der „Allerweltsfreund“ zum Sprüchwort geworden. Ein solcher Zustand ist offenbar unmöglich. In den Worten jenes Cynikers, welcher auf die Bitte seines Bedienten, einen „guten Freund“ besuchen zu dürfen, erwiederte:

Johann, meinen Rock!
Die Nacht ist kalt —
Doch werd' ich mit zu Deinem „Freunde“ geh'n,
Dem ersten, den im Leben ich geseh'n!

— lag mehr Weisheit, als er wußte. Denn es ist Thatsache, daß nur Diejenigen wahre Freunde finden, welche den Willen und die Fähigkeit in sich haben, es selbst zu sein.

Ein Freund! Vielleicht erst im späteren Leben, wenn die Selbstsucht, die Thorheiten und Leidenschaften der Jugend verrauscht sind, erkennen wir, hauptsächlich wir Frauen, den unschätzbaren Segen, die ebenso ernste als süße Verantwortlichkeit, einen Freund, eine Freundin zu haben oder Freundin zu sein. Und wiewohl wir, der freundlichen Sitte der Welt gemäß, diesen hehren Titel vielleicht Manchen geben, welche ihn nicht gerade verdienen, und obgleich der Kreis Derjenigen, welchen er wirklich zukömmt, durch Todesfälle, besondere Verhältnisse oder Veränderungen von Jahr zu Jahr kleiner wird, so muß doch diejenige Frau sehr unglücklich gewesen sein — vielleicht, da es keine Wirkung ohne Ursache gibt, schlimmer als unglücklich — welche beim Rückblick auf die dreißig, vierzig oder fünfzig Jahre ihres Daseins nicht von Herzen sagen kann: „Ich danke Gott für meine Freunde."

Man bleibt selten lange im Besitze eines Gutes,

deſſen man nicht würdig iſt. Wenn wir Menſchen finden, welche bei herannahendem Alter wenige „alte Bekannte“ haben und dieſer wenigen ſich nie erinnern, ſtatt deſſen aber eine lange Liſte von Freunden, welche es nicht mehr ſind, welche „ſchlecht an ihnen gehandelt“ oder mit denen ſie „auf etwas geſpanntem Fuße ſtehen“; wenn ſie uns die Geheimniſſe dieſer Freunde erzählen und dagegen von uns erwarten, daß wir ihnen diejenigen unſerer Freunde und unſere eigenen mittheilen — hüten wir uns vor dieſen Leuten! Sie mögen viele gute Eigenſchaften beſitzen, wir können ſie recht gerne haben und ſie als ganz angenehmen Umgang beibehalten, allein um unſer Herz in ihnen ruhen zu laſſen — da mögen wir uns ebenſo gut eine Zufluchtsſtätte auf einem brennenden Felſen oder zerbrochenen Rohre ſuchen! —

Finden wir dagegen Menſchen, welche unter allen Wechſeln und Zufällen des Lebens ſich eine Anzahl wirklicher „Freunde“ erhalten haben — ganz abgeſehen von uns ſelbſt, denn es braucht Jahre, um den Werth der Freundſchaft zu erproben — wenn ſie im Ganzen ſelten, weder über dieſe Freunde noch über die Welt, welche

gute Menſchen wohl nie das ganze Leben verkennt, ſich beklagen; wenn ſie uns keine übertriebene Ergebenheit bezeugen und nicht das Geringſte mehr von uns erwarten, als wir freiwillig geben; wenn ſie nie, unter keinem für uns perſönlich auch noch ſo ſchmeichelhaften Vorwande über einen Dritten auf eine Weiſe zu uns reden, wie wir nie wünſchten, daß ſie über uns zu Andern ſprechen möchten — dann mögen wir zufrieden ſein! — Wohl uns, haben wir ſolche Freunde gefunden — nie wollen wir ſie los laſſen, kein Wechſel des Schickſals ſoll ſie von unſerer Seite reißen, keine ſpätere Freundſchaft ſoll ſie je verdrängen!

Wir wollen ſehr geduldig mit ihnen ſein, ihre kleinen Fehler ertragen, wie ſie die unſeren ertragen müſſen, mit den zahlloſen, unabſichtlichen Hintanſetzungen, Vernachläßigungen und Beleidiguugen Nachſicht haben, welche wir Alle in dem Strudel des Lebens uns ſowohl gefallen laſſen als ſelbſt gegen Diejenigen ausüben müſſen, welche nicht ein Theil, ſondern nur Gefährten unſeres Daſeins ſind — indem, wie ſchon erwähnt, das Element, in wel-

chem wahre Freundschaft lebt und allein nur leben kann, vollkommene Freiheit ist.

Die einmal geschlossene Freundschaft sollte, gleich der Liebe, in gewissem Sinne nie aufhören. Daß dieß nicht immer der Fall ist, daß in dem Drängen und Treiben der Welt manche recht aufrichtige Zuneigung nach und nach erlischt oder beide Theile sie nach einiger Zeit abstreifen wie die Schlange ihre Haut — obgleich dieß, fürchte ich, einigermaßen von einer Art Schlangennatur zeugt — dieß sind leider zu oft schon dagewesene Thatsachen, als daß wir sie bestreiten könnten. Ebenso selten aber ist leider eine dritte Thatsache, welche wir erwähnen müssen: wir mögen den Freund verlieren, die Freundschaft jedoch können oder sollen wir nie verlieren. Thatsächlich mag sie nicht mehr bestehen, dennoch aber sind wir noch ebenso fest gebunden, als da wir sie, wie wir glaubten, für immer gelobten. Ihre Pflichten wie ihre Freuden mögen ein todter Buchstabe geworden sein, allein niemals haben wir das geringste Recht, auch nur Einen ihrer Ansprüche zu leugnen oder das damals in uns gesetzte Vertrauen zu mißbrauchen.

Und hier muß ich eine Anklage gegen uns Frauen erheben, die wir uns dieses Unrechtes weit öfter schuldig machen, als die Männer. Wir können ein Geheimniß bewahren — ja allen spöttischen Gegenreden zum Trotze behaupte ich, daß wir es können — so lange Der- oder Diejenige, welche es uns anvertraut, uns Freund oder Freundin bleibt; hat sich aber dieses Band gelöst — wie bald ist es heraus! und in der Bitterkeit der Anklage, in der Pein des verletzten Gefühls oder späterhin auch wohl aus reiner Unbedachtsamkeit werden tausend Dinge gesagt und gethan, die nie mehr gut zu machen sind. Wenn es für die verlorene Freundschaft wirklich keine Wiederbelebung mehr gibt, so sollte sie ebenso feierlich und stillschweigend zu Grabe getragen werden, wie eine verlorene Liebe; statt dessen wird sie nur zu oft auf die offene Straße geworfen, um von allen knurrenden Hunden der Gesellschaft zernagt und zerfressen zu werden und von allen verächtlichen Weiberfeinden mit Fingern auf sich deuten zu lassen: — „Das also wird aus Euren großartigen Idealen!“

Ihr guten Frauen — meine lieben Schwestern!

mögen unsere Freundschaften falsch oder wahr, thöricht oder weise, lebendig oder todt sein — wir wollen lernen, sie heilig zu halten. Die Männer sind hierin weit besser, als wir. Selten wird ein Mann früher oder später eines Freundes Geheimniß verrathen, geschehe es vorsätzlich oder aus Unbedachtsamkeit. Er wird sogar zur eigenen Gattin sprechen: „Ich kann dieß nicht sagen, ich habe kein Recht, darüber zu reden" — und wenn sie einen Funken von richtigem Gefühl in sich hat, so wird sie ihn darum nur noch mehr lieben und achten. Noch seltener wird ein Mann, was man von uns Frauen täglich hören kann, einem gewesenen Freunde Schlimmes nachsagen, welcher eine Weile vorher, so lange die Freundschaft währte, die Vollkommenheit selbst gewesen. Was gesagt werden muß, wird er sagen, aber nicht eine Silbe mehr; alles Uebrige wird er in das Reich des Schweigens verweisen, in welchem alles Gute gedeiht und alles Böse stirbt.

Ja was den Frauen vor allen Dingen bei ihren Freundschaften zu lernen Noth thut, das ist die Heiligkeit des Schweigens, Schweigen in Bezug auf äußerliche

Kundgebungen, Schweigen, wenn ihnen Unrecht geſchieht, Schweigen gegenüber der Welt und oft ein zartes Schweigen unter einander. Vielleicht die größte Tugend, die eine Freundin haben kann, iſt, daß ſie ihre Zunge im Zaume hält, und obgleich auch dieſes, wie alle Tugenden, wenn man ſie übertreibt, zu einem Fehler werden und ſchaden kann, ſo wird es doch niemals ſo ſchlimme Folgen haben, als jene ſchreckliche Leichtfertigkeit und Laſterhaftigkeit der Rede, welche die Wurzel der Hälfte aller Streitigkeiten und Ungerechtigkeiten dieſer Welt iſt.

Und möge jede Frau, alt oder jung, wenn ſie eine Freundſchaft ſchließt, Acht darauf haben, daß es die rechte Sache iſt, welcher ſie den rechten Namen gibt; ſie bedenke ſich ſo ernſtlich und gründlich, als ob ſie eine Verpflichtung für ihr ganzes Leben eingehe, was ſie ja in Wahrheit auch thut; denn, mag das Bündniß von langer oder kurzer Dauer ſein, der Einfluß deſſelben iſt in dem Buche ihres Lebens verzeichnet, von welchem auch nicht eine Seite je ausgewiſcht werden kann. Sie möge ſich vorbereiten, nicht nur die Licht-, ſondern auch die Schattenſeiten der Freundſchaft hinzunehmen, ent-

schlossen, was der andere Theil auch immer thue, ihre Stelle auszufüllen und bis zum Ende ihren Pflichten gewissenhaft nachzukommen. Gewiß aber ist es eine der größten Segnungen für ein weibliches Gemüth, sich an ein treuliebendes, erprobtes Herz lehnen und mit stets wachsendem Dankgefühl rühmen zu können: „Ich habe eine Freundin gefunden!“

Klatſchſucht.

Ein geiſtreicher Schriftſteller ſagt irgendwo in Bezug auf Klatſchſucht: „die Hälfte der Verleumdungen in der Welt entſpringe nicht aus vorſätzlicher Bosheit, ſondern aus Langerweile.“ Und ich glaube ſogar, für die andere Hälfte dürfen wir keinen ſchlimmern Grund ſuchen, als daß ſo viele Menſchen in ihrer Kleinlichkeit und Selbſtſucht größere allgemeine Intereſſen nicht zu faſſen und zu verſtehen vermögen und ſich daher an die alltäglichen, gewöhnlichen und perſönlichen halten. Sie haben keine ſchlimme Abſicht dabei; ſie befinden ſich ſogar oft in dem Wahne, daß ſie nicht nur den beſten Willen haben, ſondern auch wirklich ſehr viel Gutes wirken, eine liebevolle Aufſicht über ihre Nebenmenſchen führen u. ſ. w. Sie möchten kein unwahres Wort ſagen, keine unfreundliche Handlung begehen — gewiß nicht! Die ſchlimmſte Klatſchſchweſter erzählt ihre Geſchichte in guter Abſicht oder glaubt es wenigſtens zu thun, beginnt mit einer

harmloſen Plauderei, nur um die Zeit zu vertreiben — die Zeit, die ihr ſo lange wird! — und endigt als die ärgſte und boshafteſte Verleumderin unter der Sonne.

Ich möchte wohl als warnendes Beiſpiel die Geſchichte zweier meiner Freunde erzählen, welche mir ſelbſt gebeichtet, auf welche Weiſe ſie Schwätzer geworden, obwohl nichts ihrer Natur ſo ſehr zuwider geweſen war, als eben leeres Geſchwätz und böſes Urtheil über Andere. Sie kamen von London und ließen ſich auf einige Zeit in dem kleinen Städtchen X.... nieder, welches, wie alle kleinen Städte, ſeine ausgeſuchte Geſellſchaft beſaß, in der ſich Jedermann kennt — d. h. die gegenſeitigen Angelegenheiten kennt, denn, was die Leute ſelbſt betrifft, ſo leugnet die eine Hälfte der Einwohner entſchieden, mit der andern bekannt zu ſein. Robert und Maria — ſo wollen wir unſere Freunde nennen — würden natürlich nirgends Zutritt gefunden haben, hätten ſie nicht ein Empfehlungsſchreiben an eine Familie mitgebracht, unter deren Schutze ſie ſich demüthig ſtellten. Es war dieß eine ſehr würdige Familie, die ihnen die größte Gaſt-

freundschaft erzeigte, sie fortwährend zum Thee einlud und im Dämmerlichte ihres behaglichen Wohnzimmers, von welchem aus man die ganze Straße übersehen konnte, sie in alle Geheimnisse von X.... einweihte, ungefähr in folgender Weise:

„Wahrhaftig, dort geht Frau Groß und hat den gelben Federnhut auf, der so lange an Fräulein Klein's Schaufenster prangte. Hat ihn gewiß recht wohlfeil bekommen — Herr Groß hält seine arme kleine Frau so knapp! Annabella, Kind, komm' schnell und sage mir, ob dieß nicht derselbe junge Mann ist, der in der vergangenen Woche drei Mal bei Berg's war — gewiß einer jener abscheulichen Offiziere. Meine liebe Maria, ich sage nicht gerne etwas Schlimmes über meine Nebenmenschen, allein ehe ich meiner Annabella ein Betragen hingehen ließe, wie dasjenige von Fanny Berg ..... Himmel, dort hält das Coupé wieder an dem Eckhause — und ihr Mann nicht zu Hause! Nein, das hätte ich doch nie geglaubt, nicht einmal von der albernen, leichtfertigen Frau Braun — man sagt, Herr Braun habe sie in einem Strumpfwirkers-Laden in London, in welchem

er ſich ein Paar Handſchuhe kaufte, kennen gelernt und nachher geheirathet. Was für ein ſchrecklicher Ort muß doch London ſein....! Doch um Vergebung, meine Liebe, ich vergaß....." u. ſ. w. u. ſ. w.

Dieß und Aehnliches bildete den Gegenſtand der Unterhaltung in dieſer wie in jeder Familie in X....

Maria und Robert kehrten in der Regel lachend nach Hauſe zurück und dankten dem Himmel für die Ausſicht, bald wieder in jenem ſchrecklichen London leben zu müſſen. Robert erging ſich in harmloſen Scherzen über die tugendhaften Läſterzungen, Maria ſprach entrüſtet und mitleidsvoll zugleich, und Beide ſchmeichelten ſich mit dem Glauben, daß ſie niemals, unter keinen Umſtänden, in ſolche Thorheit — ja Bosheit — verfallen könnten.

So vergingen mehrere Wochen — ziemlich langſam allerdings für unſere Freunde, beſonders da die Herbſtabende anfingen, länger zu werden, und ſie Theater, Conzerte und Geſellſchaften entbehren mußten — kurz, ſich gerade in derſelben Lage befanden, wie die Bewohner von X.... das ganze Jahr hindurch. Sie ſtanden daher, weil ihnen das Tageslicht weniger trübſelig, als das

Kerzenlicht erſchien, zu unnatürlich früher Stunde auf, aßen — ſoll ich die Barbaren verrathen? — um halb zwölf Uhr zu Mittag, tranken um vier Uhr Thee und gingen ſo bald nach eingetretener Dunkelheit zu Bette, als es anſtändiger Weiſe geſchehen konnte. Zuletzt nahm Maria aus reiner Langerweile die Gewohnheit an, am Fenſter zu ſitzen und Robert zu erzählen, was in der Straße vorging, wobei ſie erläuternde Anekdoten einſtreute, die ſie als „Beiträge zum Studium der menſchlichen Natur“ da und dort aufgefangen hatte. Eine derſelben, welche gerade den Hauptgegenſtand des Stadtgeſprächs bildete, intereſſirte auch unſere beiden jungen Leute ſo ſehr, daß ſie während einer ganzen Woche jeden Tag auf den Wagen der Heldin der Geſchichte paßten; und wenn endlich Maria's Ruf „da iſt er!“ ſein Erſcheinen verkündigte, ſo hätte Annabella ſelbſt ſich keiner größeren Eile befleißigen können, als diejenige war, mit welcher Robert an's Fenſter ſtürzte; und wenn er dennoch zu ſpät kam, ſo zog er ſich brummend zurück, mit den Worten — „Iſt das ein Unſinn! ich ſage Dir, Du wirſt noch eine ebenſo große Baſe, als alle Andern

hier ſind!“ — (NB. Wie alle Männer zog es Robert vor, in ſolchem Falle in der zweiten Perſon zu ſprechen.)

„Gut,“ erwiederte Maria, „willſt Du vielleicht keine der Neuigkeiten mehr hören, die ich zufällig erfahre?“

„O doch, Du kannſt mir erzählen, was Du willſt — wie jener Mann ſagte, als ſeine Frau ihn ſchlug: Dir macht es Vergnügen und mir thut es nicht weh!“

Schließlich — ich weiß es von Maria ſelbſt — kam ſie eines Nachmittags in tiefe Gedanken verſunken nach Hauſe, weil ſie ſich rein nicht zu erklären vermochte, welche Abſicht Frau Braun wohl haben konnte, Frau Eliſabeth Berg zu ſagen, ſie wünſche ſie, Maria, zu beſuchen; und was in aller Welt zu thun ſei, wenn der Unſtern Annabella, die Frau Braun nicht einmal auf der Straße grüßen durfte, zu derſelben Zeit zu ihr führte? — Aus dieſen höchſt wichtigen Gedanken wurde ſie durch Robert aufgeſchreckt, welcher bei ihrem Eintreten vom Sopha aufſprang und ſie mit ſichtlicher Erleichterung empfing.

„Biſt du endlich wieder da! Nun, wen haſt Du geſehen? und was wurde geſprochen? Setze Dich, und

laß' hören, was Du von Neuigkeiten und Klatſchgeſchichten weißt!"

„Neuigkeiten! Klatſchgeſchichten!" — Ihre Blicke begegneten ſich, und indem ſie in ein herzliches Lachen ausbrachen, gelobten ſie, ſich nie mehr über die Fehler ihrer Nebenmenſchen erhaben zu dünken.

Ja, ſo unbedeutend ein Fehler auch ſcheinen mag, ſo hat er oft großes Unrecht im Gefolge; und wie ſogar manches Laſter auf eine übertriebene Tugend zurückgeführt werden kann, ſo entſpringt dieſer häßliche Hang zu Klatſchereien aus derſelben Eigenthümlichkeit, welche, wenn ſie richtig geleitet iſt, dem weiblichen Geſchlechte die größte Stärke und den höchſten Reiz verleiht, manchen unwürdigen Mann mit einem zärtlichen, treuen Weibe ſegnet, welches ihn nicht um deßwillen, was er iſt oder was er thut, ſondern nur um ſeiner ſelbſt willen liebt, und manche Mutter oder Schweſter dem ungerathenen Sohn oder Bruder hundert Sünden verzeihen und ihn zu ſeinem Grabe oder auf das Schaffot geleiten läßt, blind für alles, nur dafür nicht, daß er ihr angehört. Perſönliche Intereſſen, perſönliche Neigungen,

persönliche Vorurtheile sind — wir mögen die Beschuldigung noch so sehr zurückweisen — die Richtschnur aller weiblichen Handlungen; und es wäre in der That klüger, wir würden es zugeben und uns zu bessern suchen, als es dem Namen nach ableugnen und mit der That in allen Verhältnissen unseres Lebens bestätigen.

Bei den Männern, welche nach der ganzen Art und Weise ihres Denkens und Handelns weit weniger persönlich und zugleich viel selbstsüchtiger sind, als wir, ist jene Klatschsucht viel seltener. Die gute oder schlechte Verwaltung eines Staates ist ihnen von dem größten Interesse, ebenso die mangelhafte oder befriedigende Zubereitung ihres eigenen Mittagessens; was aber dazwischen liegt — z. B. die schlechte Wirthschaft im Nachbarhause oder die Putzsucht der Frau eines Freundes — ist ihnen ein Gegenstand von sehr untergeordneter Wichtigkeit; sie können sich nicht über Dinge ärgern, welche sie nicht unmittelbar berühren.

Den Frauen möchte ich denn hauptsächlich jenen Text in's Gedächtniß zurückrufen, über welchen sie an einem bestimmten Sonntag jeden Jahres viel Gutes und

Heilſames hören können, jenen Text, das kleine, unſcheinbare Glied betreffend, von dem geſchrieben ſteht, daß es ſei „ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit..... von der Hölle entzündet.“

Wahrhaftig die „Schweigſame Frau“ — ein weibliches Bildniß ohne Kopf, das vielen ländlichen Wirthshäuſern in England als Schild dient — wurde mit gutem Grund ſo dargeſtellt. Allein es iſt nicht die Geſchwätzigkeit, die Gewohnheit, ein Dutzend Worte zu gebrauchen, wo ein einziges genügen würde, was die Folge mangelhafter Erziehung, großer Aufgeregtheit oder übermäßigen, aber gutgemeinten Eifers ſein kann — nicht dieß iſt die Urſache ſo vielen Unheils, ſondern die beklagenswerthe Thatſache, daß ſehr wenige Frauen immer und durchaus wahrheitstreu ſind. Dieß mag ſeinen Grund entweder in einem Uebermaß von Einbildungskraft und in der Sorgloſigkeit bei der Wahl ihrer Ausdrücke, oder darin haben, daß ſie, mit Schlüſſen raſch bei der Hand, die Thatſachen nicht ſo darſtellen, wie ſie ſind, ſondern wie ſie ihnen erſcheinen. Die Männer lügen mit Abſicht und Vorbedacht, ſo zu ſagen grund-

satzmäßig — die Frauen jedoch ganz unwillkürlich. Ja, sie würden mit Abscheu vor dem bloßen Gedanken daran zurückschrecken. Sie lieben die Wahrheit in ihrem innersten Herzen, und dennoch scheuen sie sich nicht, in so manchen Fällen den Dingen eine der Eigenthümlichkeit ihres Wesens entsprechende Färbung zu geben und die Thatsachen ein wenig, nur ein ganz klein wenig, zu verdrehen, um sie ihrem Geschmack und ihren Neigungen oder der hergebrachten Sitte anzupassen — wobei sie vielleicht niemals offenbare Lügen, sondern nur entstellte, doppelsinnige Wahrheiten aussprechen.

Hierin liegt das Gefährliche des Klatschens. Wenn die Leute in Bezug auf ihre Nebenmenschen die lautere Wahrheit sprächen oder stille schwiegen — und das Eine oder das Andere können sie immer thun — so hätte es nicht viel auf sich. Im schlimmsten Falle würden von Zeit zu Zeit einige Gewitterstürme in der Gesellschaft losbrechen, und dann wäre die Luft wieder rein. Allein die Menschen sprechen in ihrer großen Mehrzahl nicht die Wahrheit — sie sagen, was sie sehen, oder denken, oder glauben, oder wünschen. Wer auch nur kurze Zeit

mit offenen Augen in der Welt gelebt hat, wird jede Thatſache, die er aus zweiter Hand erfährt, mit Vorbehalt aufnehmen. Es ſoll dies keineswegs eine Verdächtigung der Quelle ſein, aus welcher die gemachte Mittheilung gefloſſen, ſondern eine bloße Hindeutung auf die in gewiſſen Fällen unvermeidlichen Abweichungen von der ſtrengen Wahrheit, gleich den Abweichungen der Compaßnadel, auf welche jeder Seefahrer als auf eine natürliche Nothwendigkeit rechnen muß.

Die meiſten meiner Leſerinnen kennen wohl aus eigener Erfahrung das planloſe Geplauder eines Morgenbeſuches und werden daher begreifen, wie Fräulein A. dazu kam, bei einem ſolchen Frau B. zu erzählen, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was ſie ſagte, oder vielleicht nur um etwas zu ſprechen — ſie habe Frau C. ſagen hören, „ſie, Frau C., werde dafür zu ſorgen wiſſen, daß ihre Knaben nicht mit den kleinen B.'s zuſammen kommen" — eine ſehr unſchuldige Bemerkung, indem zu der Zeit, da ſie gemacht wurde, die kleinen B.'s ſich eben von den Maſern erholten. Allein Fräulein A., eine zerſtreute Dame, wiederholt dieſelbe drei Monate ſpäter,

ohne ſich mehr der Maſern zu erinnern; ſie hat ſich vielmehr ſelbſt überredet, die Ungezogenheit der B.'ſchen Jungen, die auch ihr Schrecken ſind, habe jene Aeußerung hervorgerufen, und denkt, es könnte jedenfalls nicht ſchaden, der allzu nachſichtigen Mama einen Wink in dieſer Beziehung zu geben. Frau B., welche zu viel Lebensart beſitzt, um mehr zu erwiedern, als „Wirklich!“ iſt jedoch tödtlich beleidigt, lehnt die nächſte Einladung zu Frau C. ab und vertraut ihre beſondern Gründe dafür Fräulein D. an. Dieſe, eine gutmüthige Schwätzerin, theilt dieſelben in der lobenswerthen Abſicht, der Sache auf den Grund zu kommen und die ſtreitenden Parteien zu verſöhnen, ſogleich wieder an Ort und Stelle mit. „Was ſoll das heißen?“ ruft die unglückliche Frau C. aus; „dieſe Worte ſind niemals über meine Lippen gekommen!“ „O, Fräulein A. verſichert aber ganz beſtimmt, ſie ſelbſt habe Sie dieſelben ſagen hören!“ Nochmals verneint Frau C. mit der größten Entſchiedenheit, welche Verneinung augenblicklich Fräulein A. und Frau B. hinterbracht wird und dieſen ſowie Fräulein D. einen ſehr unangenehmen Eindruck von der Wahrheitsliebe jener

Dame zurückläßt. Einige Tage darauf, da Frau C. die Sache noch einmal überdenkt, erinnert ſie ſich plötzlich, die verhängnißvollen Worte wirklich geſprochen zu haben, jedoch einzig und allein nur in Verbindung mit den Maſern; ſie bricht in ein herzliches Lachen aus und wünſcht ſich Glück, daß nun alles wieder gut ſein werde. Allein dem iſt nicht ſo: der Berg kann nicht ſo ſchnell wieder zu dem urſprünglichen Maulwurfshügel zuſammenſchrumpfen. Frau B., deren ſchwache Seite ihre Kinder ſind, nimmt die Erklärung mit gehöriger Würde und ziemlicher Zurückhaltung auf, bedauert, „daß Frau C. ſich wegen einer ſolchen Kleinigkeit bemüht habe", tauſcht einen Händedruck aus und erklärt, vollkommen befriedigt zu ſein. Nichtsdeſtoweniger denkt ſie in ihrem innerſten Herzen — und auch in ihrem Geſichte ſpricht es ſich aus — „Ich glaube Dir doch nicht." Eine kleine Spannung dauert fort, Jedermann bemerkt ſie, ſpricht darüber und deutet ſie wieder anders, welche ſämmtliche Deutungen zu den Ohren der betheiligten Parteien kommen, die, ohne eigentlich genau zu wiſſen, weßhalb, ſich gegenſeitig belei-

digt und gekränkt fühlen. Das Ende des Ganzen iſt eine totale Entfremdung.

Liegt nicht eine kleine Epiſode gleich dieſer beinahe allen Familienzerwürfniſſen, zerſtörten Freundſchaften und abgebrochenen Bekanntſchaften zu Grunde, an denen die Welt ſo beklagenswerth reich iſt? Selten wird es eine Sache von Bedeutung, ein Charakterfehler oder ein nicht gehaltenes Verſprechen, ein Act der Ungerechtigkeit oder Unehrenhaftigkeit ſein, ſondern in der Regel irgend eine unwichtige Handlung, die mißdeutet, ein müßiges Wort, das hinterbracht worden iſt, oder eine fortlaufende Kette ſolcher Handlungen und Reden, welche ſich gleich dem Sand am Meere nach und nach anhäuften. Selten auch wird an den Männern die Schuld liegen — an den Vätern, Gatten oder Brüdern, welche nicht die Zeit haben, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu befaſſen, und die, wenn ſie es für gut finden, ſich zu ſtreiten, es in der Regel mit gehörigem Nachdruck thun, ſich entweder in Zeitungsartikeln gegenſeitig ſchmähen, oder, wenn es ſich darum handelt, irgend einen moraliſchen Raub an des Andern Eigenthum zu rächen, eine Reitpeitſche oder

ein Paar Piſtolen zur Hand nehmen, und auf ſolche Weiſe der Sache ein Ende machen.

Nein, die Frauen allein ſind es — und hauptſächlich die unverheiratheten, die unthätigen, die reichen und die kinderloſen — welche in der Beſchränktheit oder in der Leere ihres täglichen Lebens nach jedem Strohhalm von Intereſſe greifen. Wie der zu Anfang dieſes Kapitels erwähnte Schriftſteller ſagt: „Viele im Grunde gar nicht bösartige Menſchen freuen ſich über das Unglück ihrer Mitbrüder und Mitſchweſtern einzig nur, weil ihnen daſſelbe etwas zu denken, etwas zu ſprechen gibt. Ihre Einbildung beſchäftigt ſich damit, wie die Betroffenen daſſelbe tragen, was ſie thun und wie ſie ausſehen werden, und ſo entſteht in ihrem Kopfe das ganze Drama.“

Und was für ein Drama! Die ganze Anlage, die Helden und Heldinnen, wie kleinlich und unbedeutend! Wenn wir an die verächtlichen Nichtigkeiten denken, aus welchen die Scandalgeſchichten großer und kleiner Städte in der Regel beſtehen, und dann zum geſtirnten Himmel emporſchauen, deſſen Sonne alle Menſchen beſcheint —

oder wenn wir in der Welt umherblicken, in deren Freuden und Leiden, Intereſſen und Pflichten der Einzelne ſich ſo ganz verliert, ſo müſſen wir uns wahrlich unſerer Kleinlichkeit ſchämen. Sollte man es denn für möglich halten, daß, während Hunderte und Tauſende kaum einen Biſſen Brod zu eſſen haben, Frau E. drei Tage lang zum Stadtgeſpräche werden konnte, weil ſie vier befreundete Familien, denen ſie Einladungen zum Mittageſſen ſchuldig war, ſtatt jede einzeln zu ſich zu Tiſche zu bitten, alle zuſammen zu einer Abendgeſellſchaft einlud? „So gemein! und noch dazu mit einem Einkommen, wie das von Herrn E.!“ — Oder daß, während Millionen auf dieſer Erde ohne Gott leben und ſterben, Ihn verachten, vergeſſen, oder niemals etwas von einem Gott und Heiland hörten, Fräulein F., eine wirklich muſterhafte Dame, ſich nicht allein weigert, ſogar um wohlthätiger Zwecke willen mit den G.'s, einer ebenſo untadelhaften Familie, was Sitten und wohlwollende Geſinnungen betrifft, in Verbindung zu treten, ſondern ſogar den Armen ihres Diſtrikts verbietet, den Lehren Jener Gehör zu ſchenken oder Andachtsbücher von ihnen

anzunehmen, weil — dieſelben einer andern religiöſen Richtung angehören!

Die durch unnütze Reden und liebloſe Worte hervorgerufenen Religionsparteiungen gehören gewiß zu den traurigſten und zugleich anſteckendſten Erſcheinungen, und auch dieſe fallen wieder in ihrer Mehrzahl unſerem Geſchlechte zur Laſt. Namentlich kann dieß auf dem Lande bemerkt werden, wo der Pfarrer des Orts es recht oft nicht verſchmähen würde, mit Andersdenkenden und Andersglaubenden, wenn es wohlunterrichtete Leute ſind, Umgang zu pflegen. Allein welch' ein Gerede entſteht dadurch unter der weiblichen Bevölkerung! und da der würdige Pfarrer bei ſeinen täglichen Pflichten und Beſchäftigungen in der Regel mehr mit Frauen als mit Männern zu thun hat — ein unwillkürlicher Tribut, der jenen Tugenden gezollt wird, welche die glänzende Kehrſeite aller Fehler bilden, die man gegen uns vorbringen kann — ſo ſieht er ſich oft genug gezwungen, der Macht der öffentlichen Meinung, d. h. den geſchwätzigen weiblichen Zungen nachzugeben und ſich von jenen „Andersglaubenden" ferne zu halten.

Ein weiterer Gegenstand, welcher jene oft genannten, geschäftigen Zungen nur allzu häufig in Bewegung zu setzen pflegt, ist die Liebe und — mit oder ohne dieses Vorspiel — die Ehe. Was in aller Welt sollten wir anfangen, wenn wir keine Heirathen mehr zu stiften hätten, wenn wir nicht über diese oder jene unglückliche Liebe den Kopf schütteln, nicht mehr mit bedeutungsvollem Lächeln unsere Bemerkungen über die neueste Courmacherei oder unsere Ansicht über ein zurückgegangenes Verlöbniß aussprechen dürften, nachdem wir doch alle Umstände bis in's Kleinste ausgewittert und unsere Opfer bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt haben, als wie wenn alle ihre Angelegenheiten, ihre Hoffnungen und Prüfungen, ihre Fehler und Leiden nur zu unserer eigenen und ganz besondern Unterhaltung zu dienen hätten! Von allen Schwätzereien sind diejenigen über Liebesgeschichten die allgemeinsten, die gehässigsten und die gefährlichsten.

Wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung mehr als ein Beispiel, da die in einem jungen Herzen dämmernde Neigung zurückgedrängt, oder eine unglückliche Liebe grausam an die Oeffentlichkeit gezogen, vielleicht sogar das

Glück zweier warm und aufrichtig liebender Herzen zerſtört wurde durch dieſes verabſcheuungswürdige Syſtem, junge oder unverheirathete Leute zum Gegenſtand des Geredes zu machen, von einer „zarten Neigung“ zu ſprechen, wenn vielleicht höchſtens ein freundliches Wohlwollen vorhanden iſt, und jede argloſe Freundſchaft zu einer Liebelei zu ſtempeln. Wenn aber wirklich einmal etwas Ernſthaftes auftaucht, wie wird dann erſt die Sache ergriffen, verfolgt und — nicht ſelten zu Tode gehetzt! Ein Wunder iſt es wahrhaftig, daß Angeſichts dieſer Thatſachen je noch eine Liebesgeſchichte zu einer Heirath führt, oder daß „ein glücklich liebend Paar“ der Welt noch den Gefallen thut, ſie zum Zeugen ihres Glückes zu machen. Himmel! wie viel wird darüber geſprochen! wie weiß man ſo genau, was „er“ ſagte und was „ſie“ ſagte und was alle Verwandten ſagten, und wie es ſo weit kam, und wie es nie ſo weit gekommen wäre, wenn nicht das und das geweſen, und wie viel ſie zu leben haben, und ob ſie damit reichen können oder nicht, und wie viel beſſer es für beide Theile geweſen wäre, wenn ſie etwa vierundzwanzig ängſtlich beſorgte Freunde,

die feſt überzeugt ſind, daß das junge Paar nicht für einander paßt, an ihrer Stelle hätten wählen laſſen u. ſ. w. u. ſ. w.

Viele, in andern Dingen vielleicht edel und großmüthig denkende Frauen haben in dieſer einen Beziehung nicht mehr Rückſicht auf ihr eigenes, als auf das andere Geſchlecht, und verrathen dadurch ein ſehr geringes Verſtändniß der Heiligkeit, Reinheit und Hoheit des von Gott ſelbſt eingeſetzten Bundes der Ehe. Es iſt im höchſten Grade traurig, mitanzuſehen, auf welche Weiſe junge Mädchen vom fünfzehnten Jahre an über ihre möglichen oder wahrſcheinlichen Heirathsausſichten geneckt und geplagt, gelobt und getadelt, gefragt und bedauert werden; wie dieſe große Frage von aller Welt beſprochen wird, wie viele gute und ſchlimme Lehren die armen Geſchöpfe anhören müſſen, bis, wenn ſie glücklicherweiſe niemals Urſache hatten, für ſich ſelbſt zu erröthen, keine Woche vergeht, in welcher ſie nicht für ihr Geſchlecht erröthen müßten — ſo ſehr iſt jenes Benehmen geeignet, ihnen die größte Entrüſtung, ja Verachtung einzuflößen.

Gewiß ſollten alle gutdenkenden Frauen entſchloſſen

gegen diese Entweihung jener Gefühle ankämpfen, deren Heiligkeit aufrecht zu erhalten die einzige Möglichkeit ist, unsern Einfluß, d. h. unsern rechtmäßigen Einfluß über die Männer zu bewahren. Nicht daß, nach der Ansicht mancher vielleicht sehr vortrefflichen aber höchst prosaischen Tugendlehrerinnen älterer und neuerer Zeit, die Liebe aus dem Leben und den Unterhaltungen der jungen Mädchen verbannt werden sollte — wenn dieß überhaupt möglich wäre! — allein ebenso wenig soll sie einen Gegenstand unzarten und leichtfertigen Geplauders abgeben, sondern mit demjenigen Ernste besprochen und behandelt werden, welcher der wichtigsten Angelegenheit in dem Leben des Weibes gebührt. Es kann und soll in der That keinen Mittelweg geben — eine Liebesangelegenheit ist entweder tiefer Ernst oder verachtungswürdige Thorheit, wenn nicht Schlechtigkeit, und darüber zu klatschen ist im ersten Fall anmaßend, lieblos oder gefährlich, im zweiten einfältig und albern. Wer praktisch ist, mag zwischen beiden Alternativen wählen.

Diese leidige Klatschsucht mit Wort oder Feder zu bekämpfen, heißt jedoch gegen einen Schatten zu Felde

ziehen. Wir alle verwahren uns dagegen, lachen darüber oder tadeln und verachten ſie — und doch fallen wir täglich entweder ſelbſt in dieſen Fehler oder veranlaſſen Andere, ihn zu begehen, oft auf ganz unſchuldige, unbewußte, harmloſe Weiſe. Ueber etwas müſſen wir reden und nicht Jede von uns kann einen vernünftigen Gegenſtand der Unterhaltung finden und, wenn er gefunden, durchführen. Viele, auch Solche, denen der bloße Gedanke an Schwätzereien und Klatſchereien im Herzen zuwider iſt, ſcheuen ſich, ihre Stimme dagegen zu erheben, aus Furcht, verſpottet zu werden oder in den Verdacht zu kommen, als wollten ſie beſſer denn ihre Nebenmenſchen erſcheinen. Andere, gleich unſern Freunden Maria und Robert, ſträuben ſich lange, bis ſie zuletzt aus reiner Gleichgültigkeit und Langenweile doch noch zu Falle kommen und von dem Strome fortgeriſſen werden, um einſt — wo? zu landen? Ja, wo?

Wollte ich nur allein meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen über dieſen Gegenſtand niederſchreiben, ich könnte Bände damit füllen! In welch' traurig

hellem Lichte würde die Klatſchſucht, dieſer Fluch des civiliſirten Lebens, erſcheinen!

Wie aber ſoll da geholfen werden? Wie ſollen wir ſo viele wohlmeinende Frauen, die ſich im Grunde des Herzens wirklich achten und lieben, die, wenn Kummer und Trübſal ſich einfinden ſollten, mit unzähligen gegenſeitigen Freundſchaftsdienſten und Hülfeleiſtungen bei der Hand wären, und deren Zungen, wenn der Tod plötzlich Eine von ihnen hinwegraffte, für immer zum Schweigen über dieſelbe gebracht würden oder nur Worte des Lobes für die Dahingeſchiedene hätten — wie ſollen wir dieſe dazu vermögen, alle Tage ſo großmüthig, ſo edel, ſo rückſichtsvoll, kurz ſo weiblich zu ſein, wie ſie es ganz gewiß in jedem der ebengenannten Ausnahmsfälle ſein würden? Wie ſollen wir ſie überzeugen, daß es eine erbärmliche Kleinlichkeit iſt, jede Eigenthümlichkeit in Sitten und Gewohnheiten, Charakter, Reden oder Handlungen Anderer auszuſpüren, ihre häuslichen Einrichtungen, Kindererziehung, Kleidung, ja ihre ganze Lebensweiſe zu kritiſiren, und auf ſolche Weiſe alle verborgenen Winkel und krummen Wege der Geſellſchaft zu durchſtöbern,

während doch die ganze, freie, schöne Welt ihnen offen steht, in der sie ihre Thätigkeit entfalten und ihre unschuldigen Freuden sich wählen können!

Eine solche vollständige Umwälzung dürfen wir wohl kaum auf dieser Erde erwarten. Allein es steht in der Macht jeder einzelnen Frau, wenigstens in so weit dieser großen Zungenplage Einhalt zu thun, als sie ihre eigene im Zaume zu halten sich bemühen kann, damit dieses kleine Glied nicht zu einem scharfen, zweischneidigen Schwerte werde, dessen Streiche tödtlich sein können, je nach der Art, wie es gehandhabt wird.

Vor allen Dingen wollen wir lernen, in jedem Worte, das aus unserem Munde geht, der unbedingten Wahrheit treu zu bleiben. Ich sage lernen, weil sehr wenigen Menschen — welche Bemerkung man bei den meisten kleinen Kindern machen kann — die Wahrheit, die strenge, buchstäbliche Wahrhaftigkeit angeboren ist, und Viele, selbst Solche, die sie an Andern sehr lieben und schätzen, sich dieselbe oft erst nach jahrelanger Selbstbeherrschung, Wachsamkeit und bitterer Erfahrung anzueignen vermögen. So wollen wir uns denn nicht scheuen,

mit dem Anfang zu beginnen und im täglichen Leben, in der täglichen Unterhaltung, wenn es nöthig ist, bekennen: „Halt, ich sagte ein wenig mehr, als ich dachte“ — „Ich glaube, ich habe diese oder jene Sache nicht ganz richtig erzählt“ — „So war es, oder wenigstens so schien es mir“ — u. s. w. Sogar in den gewöhnlichsten und alltäglichsten Reden und Aussagen können wir nicht zu pünktlich und vorsichtig sein. Die „hundert Katzen“, die jener kleine Junge auf der Mauer sich balgen sah, und welche, wie es sich nachher herausstellte, „unsere und noch eine Katze“ waren, sind nur eines von hundert Beispielen in der Welt.

„Glaube die Hälfte von dem, was Du siehst, und nichts von dem, was Du hörst,“ ist ein hartes Wort, allein nicht so bitter, als es zuerst den Anschein hat. Es soll nicht beweisen, daß die menschliche Natur falsch, sondern einfach, daß sie menschlich ist. Wie können wir schwache Erdenkinder mit unserm kleinen Verstande und oft so beschränkten Urtheilsvermögen, die wir uns bei der Auffassung äußerlicher Dinge von tausend innerlichen, rein individuellen Eindrücken leiten lassen — wie können

wir über die einfachſte Handlung unſeres Nebenmenſchen, oder ſogar über Worte, welche vielleicht von einem halben Dutzend verſchiedener Zungen, und jedesmal anders wiederholt wurden — oder endlich über etwaige Beweggründe, die nur dem Allwiſſenden ſelbſt bekannt ſein mögen, ein Urtheil fällen?

So wollen wir denn „nicht richten, auf daß wir nicht gerichtet werden"; wir wollen ſein „ſchnell zu hören und langſam zu reden", und am langſamſten, Uebles über Dritte zu reden oder zuzuhören, wenn es Andere thun. In Betreff des Guten bedarf es dieſer Vorſicht weniger — es iſt nicht wahrſcheinlich, daß wir hievon zu viel hören werden!

„Aber," ſagen vielleicht manche und zwar ganz vortreffliche Leute, „ſollen wir unſern Mund denn niemals aufthun? das Böſe, das wir hören oder ſehen, niemals rügen? uns nicht für das Recht erheben, indem wir das Unrecht an den Tag bringen, davor warnen und Zeugniß gegen daſſelbe ablegen?"

Gegen das Unrecht im abſtrakten Sinne — ja; gegen einzelne Individuen — vielleicht nicht, wenigſtens

nicht in der Weiſe, wie es ſo oft geſchieht. Alle Schwätzereien der Welt werden niemals aus einem Haustyrannen einen liebevollen Gatten oder Vater, aus einer leichtfertigen Frau eine ehrbare Matrone machen. Thue Deinem Nebenmenſchen Gutes an Leib und Seele, auf jede Weiſe und ſo viel in Deinen Kräften ſteht, durch Freundlichkeit und Geduld, durch möglichſte Abwendung jeder ihm drohenden Gefahr, durch das Beiſpiel Deines eigenen Lebens. Beſteht jedoch das einzige Gute, das Du ihm erweiſen kannſt, darin, daß Du von ihm und über ihn — ja, ſogar zu ihm redeſt, wenn es auf eine ſelbſtzufriedene, ſelbſtgefällige Art geſchieht — ſo, wie ich ernſtlich hoffe, daß dieſe Blätter es nicht gethan haben — ſo thuſt Du weit beſſer daran, ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen. Wenn er thöricht iſt, ſo wird er früher oder ſpäter die Früchte ſeiner Thorheit ernten; ſündigt er, ſo ſei überzeugt, daß ſeine Strafe nicht ausbleiben wird. Hat er Dir ein Unrecht zugefügt, ſo wirſt Du weder daſſelbe kleiner, noch ſeine Reue größer machen, indem Du es der Welt verkündigſt. Und wenn — da jede Sache zwei Seiten hat und zu einem Streite zwei Theile gehören — Du

gegen ihn gefehlt haſt, ſo wirſt Du weder ihm noch Dir ſelbſt Recht verſchaffen dadurch, daß Du ihn ſchmähſt. So laſſe ihn denn in des Himmels Namen unangefochten!

Die Weltdamen.

Auf die theologiſchen Begriffe von dem, was man gewöhnlich unter Welt verſteht, wollen wir uns hier nicht einlaſſen, ſondern wir nehmen ſie, ſo wie ſie jetzt iſt, als eine ſündige, elende, geheimnißvolle, aber keineswegs ſo ganz troſtloſe, hoffnungsloſe und gottloſe Welt.

„Eine Dame von Welt“ — „Eine vollkommene, eine reine Weltdame“ — wie verſchieden iſt die Betonung und der Ausdruck, womit dieß geſagt wird! Ja, jene Bezeichnung ſcheint ſogar einen Widerſpruch in ſich ſelbſt zu enthalten; denn die Natur hat offenbar der Frau in phyſiſcher und intellektueller Beziehung eine ganz andere Beſtimmung angewieſen, als diejenige, der Welt anzugehören. Hieran zu zweifeln hätte in den früheren Zeiten des Judenthums und Islams wohl Niemand gewagt. Erſt das Chriſtenthum hat die Frau auf den

ihr ursprünglich gebührenden Platz gestellt, als Gehülfin des Mannes, als Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch, als seinesgleichen in allem, was zum Leben gehört, zu ihm passend durch ein gewisses harmonisches Etwas, das weniger Unterordnung als Verschiedenheit ist. Und diese Verschiedenheit wird immer und zu allen Zeiten dieselbe sein. Ganze Bände über weiblichen Fortschritt, endlose Reden, welche, von Frauen öffentlich gehalten, gerade durch ihre Oeffentlichkeit und Großsprecherei den klarsten „Rechten" beinahe das Gepräge von etwas Unrechtmäßigem aufzudrücken im Stande wären; zahllose Biographien von großen — ja und guten Frauen, welche, aus ihrer natürlichen Sphäre heraustretend, an Höfen, auf dem Felde oder bei der Diplomatie Dienste gethan haben: alle diese Ausnahmsfälle können das allgemeine Gesetz nicht umstoßen, daß der Platz der Frau zu Hause ist; nicht bloß „um ein vernähtes, verwaschenes und verstricktes Leben zu führen," wie Jean Paul sagt, — sondern um mit dem Manne ihre verschiedenen und doch gleich laufenden Wege Hand in Hand zu gehen und innerhalb des Hauses das zu

ſein, was er außerhalb deſſelben ſein ſoll — leitendes Prinzip und oberſte Autoriät.

Wenn alſo auch die Benennung „Weltdame“ noch keine ſchwere Anklage iſt, ſo bezeichnet ſie doch einen unnatürlichen und deßhalb nicht glücklichen Zuſtand. Ohne mich in ſentimentale Ergießungen über das Hohle einer ſolchen Exiſtenz zu ergehen und ganz abgeſehen von der religiöſen Seite der Sache, bin ich überzeugt, die meiſten Menſchen werden zugeben, daß keine Frau, die immer nur in der Welt und für die Welt lebte, jemals glücklich war, ſofern wir unter Glück die höchſte Entwicklung ihrer Fähigkeiten, ſowie die ausgedehnteſte Anwendung derſelben verſtehen. Jede andere Art von Glück, möge es nun von günſtigen äußern Verhältniſſen abhängig oder nur negativer Art ſein, haben wir mit den Thieren gemein, ja dieſe letzteren erfreuen ſich eines ſolchen wahrſcheinlich in weit höherem Grade, als wir.

Indem ich von der Vorausſetzung ausgehe, daß eine Weltfrau keine glückliche Frau iſt, daß, hätte ſie das wahre Glück gekannt, ſie keine ſolche geworden wäre — ſo halte ich es doch nicht für nöthig, ſie als ein ab-

ſchreckendes Beiſpiel der menſchlichen Geſellſchaft hinzuſtellen, in welcher ſich noch viel ſchlimmere und nicht halb ſo anziehende Elemente bewegen. Sie kann ſehr liebenswürdig ſein in ihrer Art; ſie weiß ihre gewinnende Maske zum Verwundern gut zu tragen, und da jede gelungene Nachahmung eine gewiſſe Bekanntſchaft mit dem Original vorausſetzt, ſo mag ſie einſtmals wirklich an viele von jenen Dingen geglaubt haben, welche ſie jetzt ſo gut darzuſtellen verſteht — an Tugend, Heldenmuth, Wahrheit, Liebe, Freundſchaft, Ehre und Treue. Sie iſt, nach Art gewiſſer, geprägter Bronze-Verzierungen, eine bewunderungswürdige Copie der ächten Weiblichkeit, — bis man ſie auch von der Rückſeite betrachtet.

Die Weltdame iſt ſelten eine ſehr junge Frau. Es verſteht ſich dieß von ſelbſt. Für die Jugend iſt die Welt ein Paradies, ein Utopien, an welches ſie andächtig glaubt — und man verſteht erſt zu täuſchen, wenn man ſelbſt enttäuſcht worden iſt. Dann hat aber die Thorheit ein Ende, denn es gehört ein gewiſſer Grad von Klugheit dazu, einen Erfolg in der Welt zu erringen oder eine Rolle in derſelben zu ſpielen.

Unter „Welt“ verstehe ich nicht die höchsten aristokratischen Kreise — von ihnen mögen Diejenigen reden, welche sich darin bewegen — sondern die Welt des Mittelstandes, die „Gesellschaft,“ in welcher sich die Heimatlosen, Gedankenlosen, Ehrgeizigen und Vergnügungssüchtigen herumtreiben; Solche, welche keinen andern Lebenszweck haben, als irgendwie durchzukommen, und Solche, die nie ein anderes Interesse kannten, als ihr eigenes theures Ich.

Eine Frau dieser Art steht in gewissem Sinne auf der niedersten Stufe der Weiblichkeit, in so fern sie ihre eigene Person zum Mittelpunkt ihres Daseins macht. Dieß zeigt sich, ehe wir fünf Minuten bei ihr sind, in der erheuchelten, wohlwollenden Freundlichkeit, die ganz dieselbe gegen Jeden ist, den sie ihrer Beachtung werth findet; in dem Ausdruck von Interesse, mit dem sie ein Dutzend artige Fragen an uns stellt, ohne eine Antwort darauf abzuwarten; in dem Gefühl, welches sich uns unwillkürlich aufdringt, daß, während sie äußerst angenehm mit uns spricht oder von unserer Unterhaltung gefesselt scheint, ihre Aufmerksamkeit beständig auf alles,

was im Zimmer vorgeht, d. h. auf alles, was sie selbst betrifft, gerichtet ist. Sobald wir sie verlassen haben, oder sie unserer nicht mehr zu einem vorübergehenden Zeitvertrieb bedarf, wird gewiß die Erinnerung an uns so vollständig aus ihrem Gedächtniß entschwunden sein, als wären wir plötzlich in eine andere Sphäre entrückt.

Sparen wir unsern Unwillen hierüber — sie verdient wahrhaftig ebenso unser Mitleid wie unsern Tadel. Zürnen wir nicht, wenn wir sie vor den Leuten mit sanfter Stimme von ihren Gefühlen sprechen hören, während sie daheim durch ihre Heftigkeit alle ihre unglücklichen Angehörigen und Untergebenen quält, deren ruhige Stunden erst dann beginnen, wenn sie sie auf's Schönste herausgeputzt und fortbefördert haben, um die „Zierde der Gesellschaft" zu sein. Lachen wir nicht, wenn sie Gemälde kritisirt und über Bücher in Extase geräth, während wir innerlich überzeugt sind, daß sie keines davon gesehen oder gelesen hat, oder, wenn sie es hätte, ihrer ganzen Geistesbildung nach so wenig verstehen könnte, als unsere Katze Shakespeare zu würdigen vermag. Verachten wir sie nicht, denn sie war vielleicht nicht immer das,

was ſie jetzt iſt; die Gründe, welche ſie ſo weit gebracht, ſind uns unbekannt, und — warten wir ihr Ende ab!

Es gibt eine Klaſſe weltlicher Frauen, die nach meiner Anſicht viel ſchlimmer iſt, als die eben beſprochene. Die glänzende Dame der Geſellſchaft „ſchwärmt“ gewöhnlich für edle Zwecke, für Literatur, Gelehrſamkeit oder Politik — und daran iſt doch etwas Wahres, wenn auch ihre Begeiſterung dafür falſch iſt. Die geringere Weltdame aber kennt nichts Höheres, als ſchöne Kleider, Pferde, Wagen, angeſehene Bekanntſchaften; ja, dieß hat für ſie nicht einmal um der Sache ſelbſt willen, ſondern nur deßhalb Werth, weil ihre Nebenmenſchen nichts gleich Vortreffliches beſitzen.

Wir finden beſonders unter den halbgebildeten, reichgewordenen Klaſſen dieſe Frauen, welche ſich nun vergebens bemühen, das Ziel ihrer Wünſche, den höchſten Punkt an ihrem Horizonte, zu erreichen, d. h. nicht etwa einen Schatz von Kenntniſſen, oder Bildung, ſondern einzig und allein eine gewiſſe Stellung — eine Einladung zu dieſem oder jenem Diner, oder ein Haus in einer vornehmen Straße.

Während die zuerſt beſchriebene Gattung von Frauen immer einen gewiſſen Grad von Herrſchaft über die Geſellſchaft beſitzt, ſo iſt die andere die unterthänigſte Dienerin in derſelben. Sie wagt es nicht, bei der Möblirung ihres Hauſes, bei der Wahl ihrer Dienſtboten, bei der Abſtattung ihrer Beſuche, ja ſelbſt in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Mantel umwirft und ihren Hut aufſetzt, im geringſten von der Mode abzuweichen. Sie quält ſich und Andere mit den größten Kleinigkeiten der Etiquette — z. B. ob es vorzuziehen iſt, nur *eine* Karte mit umgebogener Ecke, oder für jedes Glied der Familie eine beſondere abzugeben. In einer Geſellſchaft die Einzige zu ſein, welche nicht in großer Toilette erſchienen, würde die Aermſte auf einen ganzen Monat unglücklich machen; und wenn es der Zufall wollte, daß ihr Jemand für eine erhaltene Einladung den ſchuldigen Beſuch zu machen unterließe, ſo würde ſie hierin eine perſönliche Beleidigung erblicken und, ſofern ſie den Muth dazu hätte — nur wagt ſie ſelten ein entſchiedenes Vorgehen — die Bekanntſchaft ſofort abbrechen.

Selbſt in großen Städten, wo eine Dame von mittleren Jahren, anerkannt achtungswerthem Charakter und anſtändigem Betragen am allerunabhängigſten leben kann, wird ſie von der Angſt vor der Verletzung unbeſtimmter Begriffe: „paſſend“, „guter Ton“, „vornehm“, „nobel“ — faſt zu Tode gequält.

Allerdings werden bei dem Bilde, welches man von der Welt entwirft, die Farben bisweilen zu ſtark aufgetragen; oft liegt den lächerlichſten und ermüdendſten Gebräuchen ein vernünftiger Gedanke und ein richtiges Gefühl zu Grunde; dieſe Frau aber ſieht auf das Außenwerk allein, ſie haſcht nach dem Geringen und verſäumt das Weſentliche, in ihrem Benehmen ſowohl als in ihren Sitten. Umſtändliche Höflichkeit gilt ihr für Freundlichkeit, Großthun für Gaſtfreundſchaft, ſteife Etiquette für Anſtand. „Feine Sitte“, welche nur Werth hat als Ausfluß eines gütigen, edlen und wohlwollenden Herzens, iſt für dieſe unglückſelige Frau der eherne Altar, auf dem ſie ihre eigene Behaglichkeit und die der Ihrigen zum Opfer bringt.

Wie oft hören wir die Phraſen — „Was wird die

Welt dazu ſagen?“ — „Vielleicht, allein wir leben in der Welt!“ — „Eine gute Seele, aber ganz unbekannt mit der Welt!“ — Es lohnt ſich wohl der Mühe, zu unterſuchen, aus was ſie denn eigentlich beſteht, dieſe Welt, welche die Frauen ſo eifrig zu ſuchen und zugleich ſo ſchrecklich zu fürchten ſcheinen.

Nicht die moraliſche Welt, welche ihre Sünden, freilich oft kurzſichtig und parteiiſch genug, richtet, ſondern die beſtändig wechſelnde Welt der Moden, welche den Schnitt der Kleider, den Styl und die Einrichtung des Hauſes, die Art und Weiſe zu leben, zu ſprechen, zu handeln und zu leiden beſtimmt. Zergliedern wir ſie — und was finden wir? Eine bunte Menge der gewöhnlichſten Art, welche ſich um einige etwas weniger gewöhnliche Auserwählte ſchaart, deren Kern hinwiederum in der Regel eine entſchieden außergewöhnliche Perſönlichkeit iſt, welche durch die Macht ihres Willens, ihrer Stellung, ihres Verſtandes oder Charakters, oder auch vermöge einer unbeſtreitbaren Meiſterſchaft in der Tugend oder im Laſter außerhalb jener bunten Menge ſteht und ſie nach freiem Belieben leitet. Alle Andern kommen

wie geſagt nicht in Betracht, und dennoch vermag es die Weltdame, unter ihnen zu ſitzen und halb zu erſticken, ſie wagt nicht, ſich bequem zu kleiden, zu handeln und zu ſprechen wie es ihr um's Herz iſt, oder ſo zu leben, wie es der geſunde Menſchenverſtand mit ſich bringt — ja zuweilen nicht einmal ſo, wie es der Anſtand erfordert. Denn eher macht ſie Schulden, um ſich einen neuen Hut kaufen zu können, als den alten zu tragen, der vor einem Jahre „modern" geweſen; ſie ſchränkt den Mittagstiſch während eines ganzen Monats ein, um einen Ball geben zu können; ſie nimmt eine große Wohnung und ſchmückt ihre Empfangszimmer auf's Beſte aus, während ihre Familie in unſäuberlichen Schlafzimmern zuſammengedrängt iſt und die Dienſtboten in der Küche erfrieren. Sie thut dieß hundertmal lieber, als mit Wort oder That einfach zu geſtehen: „Mein Einkommen beträgt ſo und ſo viel jährlich — mag es wiſſen wer es will — für meine Familie und Geſellſchaften reicht es nicht; entſchuldigen Sie deßhalb, wenn mir die häusliche Behaglichkeit der Meinigen lieber iſt, als das Vergnügen „ein Haus zu machen." Und wenn

die Welt etwas von uns will, ſo muß ſie vorlieb mit uns nehmen, wie wir ſind, ohne irgend welche Anſprüche an uns zu machen; wo nicht, ſo ſteht ihr die Thüre jederzeit offen, und wir wünſchen ihr — gute Nacht!"

Und die Geſellſchaft im Allgemeinen iſt nicht ſo zu fürchten, wie es ſcheint. Es iſt zum Verwundern, wie viel Sonderbarkeiten ſie ſich gefallen läßt von Jemand, der gerade aus geht und ſich nichts um ſie bekümmert. Wie reſpektvoll ſie eine „gelehrte Frau" betrachtet, die über die Schwäche erhaben iſt, ihre Hände zu waſchen oder ihr Haar ordentlich zu kämmen, deren Putz- und Kleidermacherinnen offenbar im letzten Jahrhundert gelebt haben müſſen, und die in ihrem Betragen und in ihren Reden oft die allergewöhnlichſten Regeln der Höflichkeit verletzt. Wie unangefochten können dieſelben durchaus anſtändigen Leute, welche ſich bei dem Gedanken entſetzen würden, ihre jungen Töchter Morgens ohne Begleitung eines Bedienten ihre Einkäufe machen zu laſſen, eben dieſe Töchter bei Nacht in eine Geſellſchaft zu irgend einer vornehmen Dame führen, deren Ruf mehr als zweifelhaft war, bis eine reiche Heirath ohne Liebe und

Treue, in den Augen des Himmels vielleicht die ſchwerſte ihrer Sünden, in den Augen der Welt ſie alle bedeckte.

Allein dieſe „Welt", welche, beim Lichte betrachtet, als ein Nichts, als ein Hirngeſpinnſt erſcheint, die kein redliches Herz auch nur für einen Moment aus der Faſſung bringen ſollte, iſt der Abgott und zugleich der Popanz einer großen Anzahl Frauen während ihres ganzen Lebens — von dem Tage an, da das kleine Kind mit übertrieben koſtbaren Spitzenhäubchen und geſtickten Kleidchen geſchmückt wurde, während das arme Würmchen in einem einfacheren Röckchen ebenſo hübſch geweſen wäre und ſich weit behaglicher gefühlt hätte, bis zu dem Augenblick, da wir, von der herkömmlichen Anzahl Trauerwagen gefolgt, auf pomphafte Weiſe zur ewigen Ruhe hinausgeführt werden.

Noch ſchlimmer ſind wir daran, wenn es ſich um unſere Verheirathung handelt, weil bei dieſer Veranlaſſung der eiſerne Druck der Welt am ſchwerſten auf uns laſtet.

„Glauben Sie," frug mich einſt eine junge Dame,

„daß Heinrich und ich mit einer Einnahme von weniger als dreitausend Gulden leben können?“

„Nein, gewiß nicht, meine Liebe, denn Sie heirathen nicht blos um Ihrer selbst, sondern auch um Anderer willen. Was würden z. B. Ihre Bekannten sagen, wenn Sie keine Portieren, keine Möbel von Seidendamast und keine großen Spiegel hätten? Und wie könnten Sie ohne die nöthige Dienerschaft jene hübschen, kleinen Gesellschaften geben, die, wie Sie mich versichern, in Ihrer Stellung ganz unvermeidlich sind? Wenn Sie wie bisher in die Welt gehen wollen, so müßte der vierte Theil von Heinrichs Einkommen für Kleider, Blumen und weiße Handschuhe verwendet werden. Nein, mein liebes Kind, Ihnen kann ich unmöglich rathen, mit einer Einnahme von weniger als dreitausend Gulden zu heirathen.“

Meine junge Freundin sah mich etwas zweifelhaft an, ob ich im Ernst oder Scherz gesprochen und Heinrich machte sich durch einen ungeduldigen Seufzer Luft. Ich hatte Mitleid mit ihnen, denn sie liebten sich von Herzen und es war kein Grund vorhanden, weßhalb

ſie ſich nicht hätten heirathen ſollen. Wie viele Hunderte opfern auf dieſe Art die beſten Jahre ihres Lebens, die ſchönſten Hoffnungen der Jugend, Liebe, Heimath, Brauchbarkeit, Thatkraft — und Gott allein weiß, was oft noch außerdem — und wofür? für Geſellſchaften, Kleider und Handſchuhe, für ein ſchönes Haus, für elegante Möbel und koſtbare Spiegel!

Allein jede Weltfrau hätte ohne allen Zweifel unſerm jungen Paare vollkommen Recht gegeben, denn, wenn ſie ſich verheirathet und nachher mit der klugen Sparſamkeit gelebt hätten, die allein einem jungen Manne von Heinrich's unabhängigem Charakter möglich geweſen wäre, ſo würden ſie ſich in der Geſellſchaft unfehlbar verloren haben, nach und nach den Kreiſen, welchen ſie angehört, fremd geworden und zuletzt genöthigt geweſen ſein, ein einfaches und beſcheidenes Leben zu beginnen, wie auch ihre Eltern einſt gethan. Allerdings hätten ſie, ohne deßhalb Hunger zu ſterben, manchen Luxus aufgeben und ſich an manche häusliche Einſchränkung gewöhnen müſſen, die ihnen vielleicht vor-

her nie eingefallen — allein die Liebe wäre, wie so oft, gewiß auch hier die beste Lehrmeisterin gewesen.

Und höchst wahrscheinlich hätte Heinrich sich sehr gut darein gefunden, denn ein verliebter junger Mann ist großer Heldenthaten fähig. Er kann sich sogar einfallen lassen, ein behagliches Stübchen, wo ein freundliches Weibchen seine Pantoffeln gewärmt hat und seinen einfachen Thee einschenkt — selbst wenn sie seine Seite zu verschiednen Malen verlassen müßte, um den kleinen Schreihals, der nicht schlafen will, zur Ruhe zu bringen — einem einsamen, wenn auch noch so ausgesuchten Garçondiner, einer Spielpartie, oder einem Balle vorzuziehen, auf welchem er bis drei Uhr Morgens in dem Lächeln eines in Gaze und Spitzen gehüllten Engels schwelgen könnte, den er zwar um so viele Tänze als er Lust hat, um mehr aber nicht zu bitten wagen dürfte, ehe er demselben eine jährliche Einnahme von sechstausend Gulden zu bieten im Stande wäre. Er dürfte es nicht wagen, denn die Väter, noch mehr die Mütter und sogar die Töchter, deren junge Herzen sich bald genug dem Einfluß der kalten Welt hingeben, würden

ſich entſetzen bei dem Gedanken an „Liebe in einer Hütte“, einer ſo veralteten, abgeſchmackt romantiſchen, widerſinnigen Sache! Dieß wäre ſie auch entſchieden, wenn in beſagte Hütte die Anſprüche und Bedürfniſſe der vornehmen Welt mitgebracht würden.

Und doch iſt kaum zu berechnen, wie viel Uebel dem Einzelnen, ſowie der Geſellſchaft im Allgemeinen erwächst durch dieſe nun ſo häufigen ſpäten und allzu berechneten Heirathen. Die Eltern gewöhnen ihre Töchter an Luxus und unnöthige Bedürfniſſe, weil ſie erwarten und verlangen, daß ihnen ihre künftige Heimath wo möglich die gleichen Bequemlichkeiten biete; ſie vergeſſen, daß ſolche Erwartungen zu erfüllen für einen jungen Mann der gegenwärtigen Generation beinahe unmöglich iſt, der ſich ſeinen Weg erſt bahnen muß, wie ſein Vater vor ihm. Die Töchter, an ein behagliches und müßiges Leben gewöhnt, werden frühzeitig gelehrt, jeden Hang zu einer „romantiſchen Neigung“ zu unterdrücken — man nennt es Thorheit, einen Mann um deßwillen, was er iſt, nicht um deßwillen, was er beſitzt, zu lieben, und frohen Muthes an ſeiner Hand den

Kampf mit der Welt aufzunehmen, anſtatt nur auf eine bequeme, in allen äußerlichen Dingen hinlänglich geſicherte Exiſtenz bedacht zu ſein. Junge Männer — doch die Worte fehlen mir, das Loos eines Junggeſellen zu ſchildern, ein Loos, welches dann erſt am troſtloſeſten iſt, wenn deſſen Troſtloſigkeit gar nicht mehr empfunden wird. Eine unverheirathete Frau kann ſich immer einen Wirkungskreis ſchaffen, Pflichten und Intereſſen finden und ein reines, heiteres und nützliches Leben führen. Auch manche Männer können dieß, aber ſehr, ſehr wenige.

Ich weiß kaum einen bedauernswürdigeren Anblick als einen jungen Mann, welcher das dreißigſte Jahr überſchritten hat und weder eine eigene Häuslichkeit, noch nähere Verwandte beſitzt. Sein Einkommen reicht gerade hin, ihn in der Stellung, welche er ſeiner Meinung nach durchaus behaupten muß, auf eine anſtändige Weiſe zu erhalten, und geſtattet ihm nur noch jene verſchiedenen kleinen Luxusgegenſtände, an die er nun einmal gewöhnt iſt — wie z. B. fünfzig bis ſechzig Gulden jährlich für Cigarren, und ähnliches. Gleich andern Sterblichen iſt auch er

der unglücklichen Schwäche, ſich zu verlieben, genugſam unterworfen; allein es gelingt ihm, auf irgend eine Weiſe über die Leidenſchaft Herr zu werden, ehe ſie in hellen Flammen ausbricht, denn er weiß, daß er einem Mädchen ſeines Standes ſo wenig zumuthen darf, ihn zu heirathen, oder ſich mit ihm zu verloben, als er einen Stern zu bereden vermag, ſeine goldne Bahn mit den beiden ſchmutzigen düſtern Hinterſtübchen zu vertauſchen, woſelbſt ihn ſeine Wäſcherin betrügt und ihn ſeine Hausfrau übervortheilt. Gelegentlich taucht er in vollem Glanze — in Frack und weißer Halsbinde — auf, um der Hochzeit irgend einer jungen Schönen anzuwohnen, deren glücklicher Bräutigam er, wie er wohl fühlt, einſt ſelbſt hätte ſein können. So aber hat ſie ſich in Verzweiflung über ſein Stillſchweigen an den alten Gecken gegenüber verkauft und wird als deſſen kluge Gattin bald eine „Weltdame“ werden — ja, ſie iſt es ſchon geworden. Und er — welche Meinung mag er in Folge dieſer und ähnlicher Erfahrungen von unſerm Geſchlechte bekommen haben? Wie aufrichtig wird die Rührung ſein, mit der er bei dem Toaſte auf die „Braut-

fräulein" die herkömmlichen Phraſen über Kummer und Sorge, welche die Stirne umdüſtern, wiederholt, und halb ſchmachtend, halb feierlich gegen die holden Engel hin lächelt, die um ihn herumkichern! Dieſe — in ihrer reizenden Unſchuld — werden beim Nachhauſegehen ohne Zweifel verſichern, daß Herr „So und So eine ſehr liebenswürdige Perſönlichkeit und es nur zu verwundern ſei, weßhalb er ſich nie verheirathet habe." Während dem begibt ſich auch Herr So und So, das Herz voll Bitterkeit, nach Hauſe, in ſeine düſtere Wohnung, zu ſeinem Buch, zu ſeiner Cigarre, oder — er ſelbſt weiß am beſten wohin. Iſt er einmal vierzig, ſo wird ihm die Ehe als entſchiedener Unſinn erſcheinen und er ſich Glück wünſchen, zu der Einſicht gekommen zu ſein, daß eine tugendhafte, hochherzige und uneigennützige Frau, wenn eine ſolche überhaupt zu finden iſt, heut zu Tage nur als ein Phänomen exiſtirt, aber nicht, um ſich mit einem Sterblichen zu verbinden. Indem er ſeinen Gefühlen durch einen halbſpöttiſchen Seufzer Luft macht, zieht er ſich an und geht in die Oper, oder nimmt, auf ſeinem Sopha liegend, eine franzöſiſche Novelle in die Hand

und gewinnt zuletzt die Ueberzeugung, daß wir gerade so sind, wie wir daselbst geschildert werden.

Guter Gott! wenn dieser Zustand der Dinge wirklich so ist — und er ist so, ich habe ihn nicht einmal in seiner ganzen, fürchterlichen Wahrheit, sondern nur mit einigen oberflächlichen Linien gezeichnet — wohin soll es mit der nächsten Generation kommen? Was soll aus ihnen werden, jenen ungeborenen Millionen, unsern einstigen Männern und Frauen? Es ist schrecklich, sogar vom praktischen Standpunkt aus — vom moralischen gar nicht zu reden — an die möglichen Folgen zu denken.

Kann hier geholfen werden? Können wir nicht, während der Mann draußen in der Welt gebietet, vermöge unseres Einflusses zu Hause unsere Töchter zu einem nützlichen, weniger glänzenden und von Luxus und Reichthum unabhängigeren Leben erziehen? Können wir sie nicht von Kindheit auf lehren, daß Arbeit höher steht als bloßes Vergnügen, daß der süßeste Genuß derjenige ist, den wir selbst verdient haben? Können wir nicht Liebe zur Wahrheit, Einfachheit des Geschmacks, Dienst-

befliſſenheit und Abſcheu vor Verſchwendung in ihre Herzen pflanzen und, wenn dieſe Grundſätze feſte Wurzeln geſchlagen haben, uns der Hoffnung hingeben, daß dieſelben, welche Beſtimmung auch der jungen Mädchen harren mag, Blüthen treiben werden? Dann dürften wir nicht den Jammer erleben an Sterbebetten, um welche unverſorgte Töchter ſtehen, oder die Schmach, wenn ſich ein gedankenloſes Paar in Schulden, in Armuth, in Vergehen ſtürzt, ſo daß auch das zu ſpäte Mitleid von Verwandten nie mehr ganz helfen kann.

Ohne unbedachten und leichtſinnigen Heirathen das Wort zu reden, glaube ich, es iſt nicht romantiſche Schwärmerei, ſondern vernünftig und chriſtlich, zu behaupten, daß Liebe beſſer iſt, als äußerer Glanz, Arbeit beſſer als Unthätigkeit, Tugend beſſer als Anſehen. Es gibt Fälle, wo Liebe und Glück ſich der Pflicht und Billigkeit unterwerfen müſſen, Selbſtſucht aber und weltlicher Sinn führen oft zu Verbindungen, die ein größeres Unrecht vor Gott ſind und ſchlimmere Folgen für die Geſellſchaft haben, als ſogenannte unbedachte Heirathen.

Es iſt ſonderbar, wie viel die Menſchen, ſogar die

Frauen, der Welt, dieſem Moloch, zum Opfer bringen, und ich erinnere mich dabei unwillkürlich an einen kindiſchen Cultus, den ſich eine kleine Freundin von mir im Alter von drei und einem halben Jahre ausgedacht hatte und bei dem ſie ſelbſt die Prieſterin war. Sie pflegte Leckereien wie ſie Kinder lieben, ferner Rüben, Aepfelſchalen u. ſ. w. theils von ihrem eigenen Vorrath zu ſammeln, theils als unfreiwillige Steuer von Dritten zu erheben und in einem entfernten Winkel des Hofes niederzulegen, als Opfer für ein geheimnißvolles, unſichtbares Weſen, Dor genannt, das bei Nacht kam und daſſelbe verzehrte — wenigſtens war es am andern Morgen regelmäßig verſchwunden. Eine fromme Verwandte, welche der Sache auf die Spur kam, machte voll Entſetzen dem Beginnen der kleinen Heidin ein Ende; aber noch nach Jahren hätte nichts meine hintergangene junge Freundin vermocht, zuzugeben, daß der ſchreckliche Dor in Wirklichkeit nur ein Windſtoß, oder eine Henne mit ihren Küchlein, oder ſonſt ein hungriges Thier geweſen ſei. So verſchwenden wir oft unſere halbe Lebenszeit in einem dankloſen Opferdienſt, bis wir finden — wenn

es überhaupt je geſchieht — daß der unſichtbare Dämon, welcher ſo viele unſerer beſten Güter: Wohlſtand, Zeit, Behaglichkeit, Frieden, wenn nicht noch mehr, verſchlingt, ein Zuſammentreffen zufälliger Umſtände oder ein perſönlicher Popanz iſt.

Dennoch liegt ein gewiſſer Zauber, der ſchwer zu erklären, aber nicht wegzuläugnen iſt, in dieſen werthloſen Feſten, in dieſer Verehrung eines ſelbſterfundenen Götzen. Wer kennt nicht die Geſchichte von der weiſen alten Ziege, welche ihrer lieben Tochter die fürchterliche wilde Beſtie, den Leoparden, als unbegreiflich häßlich, mit entſetzlich großem Rachen und feurigen Augen ſchilderte? Wie konnte da das ſchöne Thier mit der glänzenden gefleckten Haut und den anmuthigen Bewegungen, welches ganz unſchuldig im Schatten des Waldes mit ſeinem Schwanze ſpielte, auf die Beſchreibung paſſen, welche die Mutter gegeben hatte? Was war natürlicher, als daß das hübſche Zicklein zu ihm hinging und es bewunderte, dann richtig in ſeine Klauen fiel und ſein junges Leben unter den ſcharfen Zähnen laſſen mußte? Würde nicht manche Mutter gut daran thun, ſich dieſe alte Fabel zu merken? Ja,

die Welt bietet in ihrer Art ohne Zweifel viel Genuß. Es iſt für ein junges Mädchen ein unausſprechlich entzückendes Gefühl, zum erſten Male in jenen zauberhaften Kreis, die „gute Geſellſchaft" genannt, eingeführt zu werden, ſich in ihrem ſchönſten Putze und von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen, Anfangs um Allen, bald aber, armes kleines Närrchen! um einem Einzigen zu gefallen. Freilich geht der erſte Zauber bald verloren, aber noch iſt es nicht Gift, was ſie ſchlürft, wie uns froſtige Moraliſten glauben machen wollen. Es hat etwas Betäubendes und das junge Geſchöpf fühlt es und nimmt es dennoch, mit einiger Beſchämung vielleicht. Wie alle Einſchläferungsmittel läßt es im Munde eine leichte Bitterkeit zurück — aber was ſchadet das?

Dann und wann frägt ſich eine junge Dame während langweiliger Abendgeſellſchaften oder proſaiſcher Morgenbeſuche, ob dieß „Vergnügen" den Preis werth iſt, den ſie dafür bezahlt? ob nicht, wenn ſie es nur geſtehen wollte, die angenehmen Cirkel, in welchen ſie ſich bewegt, meiſtens für ſie ſelbſt und Andere eine große Laſt ſind? ob nicht nur ein wenig geſunder Verſtand,

warmes Gefühl und Rückſicht für Andere reinigend auf die Geſellſchaft wirken würde, und beſſer wäre als alle läſtige Etiquette? Vielleicht macht ſie ſich an's Werk, dieſes große, neue und, wie ſich das junge Herz einbildet, von ihm zuerſt erfundene Syſtem durchzuführen —

„Wie Einer, der mit einem Nachen
Ein Schiff verſuchte flott zu machen.“

Höchſt wahrſcheinlich wird es ihr völlig mißglücken; ſie wird falſch beurtheilt, ausgelacht und nimmt ſich vor, die Welt nie wieder umwandeln zu wollen — woran ſie ſehr weiſe thun wird; oder verſinkt ſie in Gleichgültigkeit, überzeugt, daß man es allem nach mit Recht und Unrecht nicht ſo genau zu nehmen brauche, und läßt ſich mit dem großen Strome fortreißen, weit, weit fort, — und wohin?

Oder aber, wenn ſie noch Einſicht genug beſitzt, die Wahrheit von ihrem Doppelgänger, der ſie in dieſer ſeltſamen Welt nie verläßt und in allem nachäfft, zu unterſcheiden, erkennt ſie mit der Zeit den Sinn und die Schönheit, welche auch den übertriebenſten Formen und Gebräuchen zu Grunde liegen können. Sie ſieht auch

ein, daß blinde Unterwerfung nicht nöthig, daß eine Frau der Herrſchaft, die an ſich dem weiblichen Geſchlechte gebührt, unwürdig iſt, wenn ſie jeder Mode, jedem Ceremoniell ihren geſunden Menſchenverſtand, ihre Behaglichkeit oder ihren guten Geſchmack zum Opfer bringt; wenn ſie ſich z. B. das Ausſehen eines mit Seide drapirten wandelnden Butterfaſſes oder einer Mißgeburt gibt, welcher „der Kopf aus den Schultern wächst;“ wenn ſie Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr in Geſellſchaft oberflächlicher Leute todtſchlägt, denen ſie weder Gutes gibt, noch es von ihnen empfängt, die, wenn ſie noch heute aus ihrem fröhlichen Kreiſe ſcheiden würde, um morgen im nächſten Hoſpital zu ſterben oder in's Waſſer zu ſpringen, etwa bemerken würden: „Mein Gott, wie ſchrecklich! Wer hätte das gedacht? — Doch, was ich ſagen wollte . . . . . .“

Dieſe Entdeckung, wenn ſie plötzlich über ſie hereinbricht, trifft ſie ſo ſchmerzhaft, daß die Schattenſeiten ihres geträumten Edens ihr noch greller erſcheinen als ſie es in Wirklichkeit ſind, und ihr daſſelbe in dieſem Augenblick nicht viel beſſer dünkt, denn als ein abſcheu-

licher Kerker, aus dem um jeden Preis zu entfliehen ihr sehnlichster Wunsch ist.

Dieses ist der Wendepunkt ihres Lebens. Entweder fügt sie sich schweigend und hoffnungslos in den Zustand der Dinge, den sie verachtet, oder sinkt sie so tief, ihn doch wieder als den wahren anzunehmen. Oder endlich rettet sie sich mit einer verzweifelten Kraftanstrengung aus dem wüsten Gewirre heraus, bringt Ordnung und Klarheit in ihr Leben, lernt nach und nach Menschen und Dinge in ihrer wahren Gestalt erkennen, indem sie sie nimmt, wie sie sind und ihnen die beste Seite abzugewinnen sucht — kurz, sie sieht die Welt an nach dem Beispiel Dessen, der da sagte, daß „beides, Weizen und Unkraut, mit einander wachsen sollen bis zur Ernte."

Wenn sie dieß thut — und ich frage meine Leserinnen, ob das Bild nicht nach der Natur gezeichnet ist? ob nicht manches müde, unbefriedigte Herz, welches bereits eine dunkle Ahnung bewegt, gestehen wird, daß ich, wenn auch unvollkommen, die in ihm dämmernden Gefühle ausgesprochen habe? — so wird sie dem traurigen Ziele entgehen, an welches alle Diejenigen gelangen, die

ihre Freuden nur in dieſem Leben ſuchten — ſei es die glänzende Modedame, die „Frau von Geiſt“, welche ihre verbrauchten Schwingen noch einmal vor einer neuen Generation entfaltet, die ſie nicht anerkennt, oder es nur thut, um ihrer zu ſpotten — oder die Weltfrau der gewöhnlichſten Art.

Dieſe Letztere, wer hat ſie nicht in ihren ſpäteren Tagen da und dort ſchon getroffen? Sie hängt von dem Mitleid Derjenigen ab, die ſich erinnern, was ſie einſt war oder hätte ſein können; ſie wird nur eingeladen, weil ſie doch noch ziemlich „angenehm“ iſt und weil der arme Tropf ſo gerne „unter Menſchen geht“; dabei iſt ſie in hohem Grade reizbar durch das beſtändige Bedürfniß der Aufregung, das ſie ſo weit bringt, jede Geſellſchaft ihrer eigenen vorzuziehen. Sie haſcht ängſtlich nach jedem Reſtchen von Wohlwollen, das ſie ſelbſt Niemanden uneigennützig gezeigt, das ſie vielmehr wie die Butter auf einem dünngeſtrichenen Brode ſo weit ausgedehnt hat, daß nirgends etwas davon zu ſpüren war.

Freunde hat ſie nicht; ſie vermißte und verdiente nie welche. Nie in ihrem ganzen Leben war ſie im

Stande geweſen, in einem menſchlichen Herzen Wurzel zu faſſen; das allgütige Vaterherz im Himmel hat ſie niemals geſucht, oder nie an daſſelbe geglaubt. Ihr Glaube beſtand in einem gepolſterten Kirchenſtuhl, in einem in Sammt gebundenen Gebetbuch, mit vergoldetem Kreuz auf der Rückſeite, und in beſtimmten religiöſen Gedanken, Worten und Thaten für Sonn- und Feiertage, womit ſie vielleicht einſt auch „ihren Frieden mit dem Himmel“ zu machen wähnen wird. Im Uebrigen jedoch iſt ihre Seele — im Gegenſatz zu ihrem Verſtande, der noch friſch und glänzend ſein mag — eine große Leere, ein dunkler Fleck — ſie iſt lebendig todt.

Und doch wird auch für die Weltfrau der Tag kommen, wo ſie ſterben muß!

Alsdann können wir ſie nur der göttlichen Barmherzigkeit überlaſſen.

Glückliche und unglückliche Frauen.

Ich mache darauf aufmerksam, daß dieses Kapitel wohl ein „sentimentales“ sein wird. Diejenigen, welche dagegen etwas einzuwenden haben und sich beklagen, daß diese „Gedanken“ nicht „praktisch“ sind, würden besser daran thun, dasselbe sogleich zu überschlagen, indem es von entschieden „unpraktischen“ Dingen handelt, von Dingen, welche nicht gemessen, gewogen oder zergliedert werden können, die jedoch an sich so wesentlich und für unser Leben so nothwendig sind, als die Luft, welche wir einathmen und der Sonnenschein, dessen wir uns erfreuen.

Glück! Kann irgend ein menschliches Wesen den Begriff dieses Wortes erklären? Verschiedene Dichter des vorigen Jahrhunderts schrieben „Oden“ an dasselbe, und eine Schriftstellerin beschenkte uns sogar mit einem sehr vortrefflichen, hübschgeschriebenen kleinen Drama: „Wie sollen wir das Glück finden?“ welches, da nur

weibliche Perſonen in demſelben auftreten und von der Liebe keine Rede darin iſt, noch jetzt in altmodiſchen Mädcheninſtituten mit großem Erfolg aufgeführt wird. Die Verwicklung beſteht, wenn ich mich recht entſinne, darin, daß eine ältere Dame vier oder fünf junge Mädchen vermittelſt einer gehörigen Anzahl langer Reden auf die rechte Spur zu leiten ſich bemüht — ob ſie aber je das Glück gefunden, oder welcher Art es in dieſem Falle geweſen — davon habe ich in der That nicht die geringſte Erinnerung mehr!

Ich vermuthe, wir werden wohl alle zu dem unvermeidlichen Schluſſe kommen, daß der Inbegriff von Glück in dieſer Welt nicht zu erklären iſt. Wir können es ſo wenig erfaſſen, als die Sonne am Himmel oder den Wiederſchein des Mondes im Waſſer. Wir fühlen, wie es unſer ganzes Weſen mit Kraft und Wärme durchſtrömt, wir ſehen deſſen ſchwachen Abglanz, wenn es Andern leuchtet, oder wir lernen ſeinen Werth erſt erkennen, wenn es uns flieht und wir in vollſtändiger Finſterniß wandeln. Allein ich zweifle, ob irgend eine Frau, die mit Ungeſtüm das Glück zu ergreifen begehrte,

darüber philoſophirte oder es ſyſtematiſch zu ſuchen begann, jemals ihren Zweck erreichte. Denn Glück iſt nicht Zweck, ſondern Mittel, Beigabe, Folge. Nur Diejenigen, welche die Attribute der Gottheit nach ihrer eigenen menſchlichen Selbſtſucht bemeſſen, ſind im Stande zu glauben, daß der Allmächtige ſelbſt durch alle Ewigkeiten hindurch in die Betrachtung ſeiner eigenen unausſprechlichen Seligkeit verſunken ſein könnte, wäre dieſelbe nicht gleichbedeutend mit ſeiner unausſprechlichen Liebe und Gütigkeit.

So wird denn gewiß jedes weibliche Weſen, welches „glücklich zu ſein“ für das höchſte Gut hielt, bald genug zu der Einſicht kommen, daß ſie hierin eben ſo ſehr im Irrthum geweſen, als da ſie in ihrer Kindheit um den Mond geweint, den ſie, wie wohl die Meiſten von uns, haben wollte und trotz all' ihrer Thränen nicht erhielt. Nichtsdeſtoweniger iſt es noch Niemand eingefallen, das Vorhandenſein eben dieſes Mondes beſtreiten zu wollen, welcher uns fort und fort in manchen poetiſchen Traum wiegen und uns zu manchem Liebesgange leuchten wird,

bis ſeine Strahlen auf unſere Gräber fallen und eine neue Generation beſcheinen werden.

Es iſt im beſten Falle eine ſehr ſchwierige Sache, über glückliche und unglückliche Frauen zu ſprechen und ſie zu beurtheilen, da Glück oder Unglück weniger von äußeren Verhältniſſen, als vielmehr vom Charakter abhängt. Doch unterliegt es, fürchte ich, keinem Zweifel, daß es viele wirklich unglückliche Frauen gibt, unglücklich hauptſächlich in Folge von Seelenleiden, ein oft ebenſo unerklärlicher als unvernünftiger Zuſtand, welcher ſich in jener Launenhaftigkeit und gereizten Stimmung kund gibt, deren einfacher Grund viel weniger in einem angeborenen Fehler, als eben darin liegt, daß ſie ſich nicht glücklich fühlen.

Vielleicht ſind die Frauen dieſer traurigen geiſtigen Umnachtung mehr unterworfen als die Männer. Die Letzteren betrachten ſich entweder als die Helden in einem poetiſchen Drama, oder verfallen ſie in einen krankhaften Zuſtand von Menſchenſcheu, oder endlich erfaßt ſie ein großes Unglück mit ſolcher Gewalt, daß ſie wahnſinnig werden oder zu dem ſchrecklichen Mittel des Selbſtmordes

greifen; allein ſelten werden ſie ein „nervöſes,“ „herunter-geſtimmtes“ Daſein Jahre lang fortſchleppen, eine Beute jenes krankhaften Geiſtes- und Gemüthszuſtandes, durch welchen ſo manche Frauen ſich ſelbſt zur Qual und ihrer Umgebung zur Laſt werden.

Woher kömmt dieß? und iſt hier keine Abhülfe möglich? Wer dieſe Frage auch nur zum kleinſten Theile beantworten könnte, würde dazu beitragen, einem großen Uebel zu ſteuern, welches ſchwerer als viele andere auf die Frauen und durch ſie auf die Geſellſchaft drückt.

Ich bin, ſo wenig poetiſch eine ſolche Anſchauung der Dinge ſein mag, überzeugt, daß bei vielen Frauen, die ſich unglücklich fühlen, der Grund hiefür in phyſiſchem Unbehagen oder vielmehr in dem Verluſte jener geſunden körperlichen Conſtitution zu ſuchen iſt, welche ſich die Einzelnen bei dem gegenwärtigen, den Anordnungen der Natur ſo wenig entſprechenden Stande der Civiliſation nur dann zu erhalten vermögen, wenn ſie die gewöhnlichen Geſundheitsregeln kennen und befolgen, was freilich bei unſerem Geſchlechte am ſeltenſten der Fall zu ſein pflegt. Die täglichen Bedürfniſſe: Waſſer, friſche Luft,

paſſende Kleidung, geeignete Nahrung und der nöthige Schlaf, alles zu rechter Zeit, ſind Dinge, ohne welche ein geſundes und glückliches Leben nicht denkbar iſt und deren beklagenswerthe Vernachläſſigung nur in einer noch beklagenswertheren Unwiſſenheit eine Entſchuldigung findet.

Dieſe Unwiſſenheit iſt um ſo ſchlimmer, als ſie in der Regel nicht zugegeben wird. Wollten wir ein junges Mädchen darauf aufmerkſam machen, daß jede Pore ihrer zarten Haut alle Morgen kaltes Waſſer, je kälter je beſſer, durchaus nöthig hat; daß mäßige Bewegung im Freien, Regelmäßigkeit im Eſſen und Schlafen, im Arbeiten und in der Erholung, für ſie eine tägliche Nothwendigkeit iſt; daß ſie es mit zu ihrer Ausbildung rechnen ſollte, ſich in der Geſundheitslehre einen gewiſſen Grad von Kenntniſſen zu erwerben und beſonders mit den Geſetzen ihres eigenen phyſiſchen und geiſtigen Lebens ſich vertraut zu machen — ſie würde uns mit großen Augen anſehen, ohne zu verſtehen, was wir eigentlich damit meinen, oder ſich beleidigt fühlen, als hätten wir

etwas „Unpaſſendes“ geſagt, oder vielleicht kurz genug erwidern: „O ja, das weiß ich alles wohl.“

Was nützt ſie aber dieſes Wiſſen, wenn ſie dennoch bis Morgens zehn Uhr im Bette liegt und dann die halbe Nacht zum Tage macht? wenn ſie zu jeder Zeit und alles durcheinander ißt? ſich entſetzt, ſobald die Fenſter ihres Schlafzimmers zwei Zoll breit offen ſtehen, oder ſie von einem leichten Regenſchauer überfallen wird? wenn ſie den Tag über in einem geſchloſſenen wollenen Kleide am warmen Ofen ſitzt, und Abends in einem durchſichtigen Mouſſelinegewande ausgeht oder ausfährt? Oder trägt ſie vielleicht im Winter zierliche Halbſtiefelchen und Strümpfe wie Spinnengewebe, ein Kleid, das Hals und Arme frei läßt, und einen weiten Mantel, in welchem ſich jeder Windſtoß fängt, und wundert ſich dabei noch, daß ſie immer Schnupfen hat; im Sommer dagegen hängt ſie ein Gewicht von vier Unterkleidern an ſich und kann doch nicht begreifen, weßhalb ihr die Hitze ſo läſtig iſt und ſie ſo bald müde wird! Wahrhaftig, jeder guten alten Seele, welche weiß, wie ſehr Geſundheit, Glück und allgemeines Wohlbefinden — nicht nur

der gegenwärtigen, ſondern auch der zukünftigen Generation — unter ſolchen Thorheit leiden müſſen, werden dieſe reizenden, liebenswürdigen, bezaubernden Närrchen eine tägliche „Anfechtung“ ſein.

So ſehr es auch jener poetiſchen Theorie widerſpricht, welche allen Naturgeſetzen zum Hohn die Seele vom Körper ganz unabhängig machen will und dabei vergißt, daß es dann keinen Zweck gehabt hätte, derſelben für eine vorübergehende Prüfungszeit den Körper als Behauſung anzuweiſen, widerhole ich es dennoch: die Seele kann nie ganz geſund ſein, wenn der Körper es nicht gleichfalls iſt, und gute Geſundheit iſt ein Haupterforderniß um glücklich zu ſein. Da ich indeſſen keine Abhandlung über häusliche Geſundheitsregeln zu geben beabſichtige, ſo verlaſſe ich hiermit lieber den Gegenſtand.

Auf der andern Seite eröffnet ſich uns eine ſolche Welt von Elend, daß wir beinahe nicht den Muth haben, daſſelbe näher in's Auge zu faſſen. Unzählig ſind die gegründeten oder ungegründeten Veranlaſſungen, ſich innerlich unglücklich zu fühlen. Von wirklichen Leiden und berechtigtem Kummer in ſeinen vielerlei Geſtalten will

ich jedoch hier nicht versuchen zu sprechen — wie kann es überhaupt dafür je Worte geben? — ich habe einzig und allein nur jene Gemüthsstimmung im Auge, welche zuweilen die Folge irgend eines großen Leides ist oder aus eingebildeten Leiden entspringt, und die wir „eine unglückliche Disposition" nennen.

Die Wurzel dieses Uebels ist verschieden; doch läßt sie sich bei den Frauen gewöhnlich auf einen Punkt zurückführen, der nicht bloß mit der Leidenschaft, die par excellence Liebe genannt wird, sondern mit der ganzen Kette persönlicher Sympathien und Neigungen zusammen hängt, welche die Süßigkeit und Bitterkeit unseres Lebens ausmachen. Andernfalls, wenn eine Frau, wie man zu sagen pflegt, „mehr Kopf als Herz" hat, so kann sie ganz verständig und angenehm sein, aber sie ist nicht eigentlich eine Frau, nicht das Wesen, welches mit allen seinen Unvollkommenheiten dem Himmel wenigstens darin näher ist, als der Mann, daß sie „viel liebt". Und lieben ist so häufig, ja nothwendig, gleichbedeutend mit leiden, entweder mit oder für oder wegen des geliebten Gegenstandes, daß wir nicht weiter nach dem Grunde zu suchen

brauchen für ſo manches ängſtliche und finſtere Geſicht, für ſo manches reizbare Gemüth, das wir bei den Frauen treffen.

Die Nächſtenliebe ſollte uns niemals vergeſſen laſſen, wie ſchwer es iſt, gütig oder liebenswürdig zu ſein, wenn man ſich innerlich elend fühlt. Dieſe Thatſache wird von vielen ſehr würdigen Perſonen nicht gehörig erkannt, welche ſich ſo viele Mühe geben, Andere tugendhaft, aber ſo wenig, ſie glücklich zu machen. Sie ſäen eine gute Saat, ſind fortwährend beſchäftigt zu gäten und zu bewäſſern, widmen derſelben alle mögliche Sorgfalt, geben ihr aber keinen Sonnenſchein — und wundern ſich dann, wenn ſie nicht aufgeht!

Ich ſehe manches junge weibliche Weſen, das von äußern Gütern alles hat, was ſie wünſchen kann, in der Atmoſphäre einer liebeleeren Heimath dahin welken, weil ſie jenen kleinen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt iſt, welche ihr von Andern, ohne daß eine ſchlimme Abſicht zu Grunde läge, bereitet werden. Bald fühlt ſie ſich durch Mißtrauen zurückgeſtoßen oder durch Vernachläſſigung gekränkt, bald reibt ſie die Angſt und Sorge

um Eines ihrer Lieben auf, die ihr durch einige Rückſicht und Achtſamkeit ſo leicht hätten erſpart werden können; über Mißgeſchick oder ſchlechte Behandlung kann ſie nicht klagen, aber es verfolgen ſie Tag für Tag jene kleinen Widerwärtigkeiten und unbewußten Kränkungen, über welche ein Dritter lachen würde, über welche ſie vielleicht ſelbſt lacht, wenn ſie dieſelben aufzählt — ſie ſind gar ſo unbedeutend — allein ſie ſind nichtsdeſtoweniger da.

„Ich kann alles ertragen," ſagte mir einſt eine Frau, nicht mehr ganz jung, nicht ſehr einnehmend, auch nicht beſonders geiſtreich, die jedoch ungeachtet der vielen Trübſale, welche ſie erfahren, in ihren blauen Augen den Schmelz und die Heiterkeit der Jugend bewahrt hatte — „ich kann alles ertragen, nur keine Unfreundlichkeit."

Sie hatte Recht. Wie oft wird einem ſanften Weſen, das in wirklichem Kummer ſtandhaft ausharren würde, das Leben durch ſolche kleine Unfreundlichkeiten verbittert; wie oft verlieren die beſten Abſichten, uns zugedachte wirkliche Wohlthaten oder gutgemeinte Zurechtweiſungen ihre ganze Wirkung durch die Art und Weiſe,

wie dieſe ertheilt und jene ausgeführt werden. Es iſt umſonſt, den Menſchen zu predigen, wenn man ihnen keine Liebe beweist. Der Verſuch, ſie beſſer zu machen, wird nicht den geringſten Erfolg haben, wenn ſie nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß man ſie zugleich auch glücklich machen will. Andere glücklich zu machen gelingt aber gewöhnlich nur Denjenigen, welche es ſelbſt ſind.

Wenn ich die „Herzensgefühle“ die Hauptquelle der meiſten Leiden unſeres Geſchlechtes genannt habe, ſo darf ich hiebei einen Punkt nicht übergehen, der jedoch zart und leiſe berührt werden muß, weil ihn die Frauen unwillkürlich den Blicken und Bemerkungen Dritter entziehen — es iſt dieß was man gewöhnlich „eine getäuſchte Liebe“ nennt. Ach, als ob es nur in der Liebe Enttäuſchungen gäbe! und doch — Gewiſſensbiſſe vielleicht ausgenommen — wird es wohl immer dieſes Gefühl ſein, welches uns, gerade weil wir es ſo tief in unſern Herzen verſchließen, die ſtechendſten Qualen bereitet.

Eine verlorene Liebe! Man mag ſie leugnen, in's Lächerliche ziehen, als Einbildung oder übertriebene Empfindſamkeit behandeln — ſie iſt und bleibt Thatſache,

und die Frauen leiden unter derſelben in allen ihren verſchiedenen Geſtalten: Verluſt durch Tod, Untreue oder Unwürdigkeit, durch mißverſtandene oder unerwiederte Neigung. Unſtreitig iſt Verluſt durch Untreue oder Unwürdigkeit das Schlimmſte und Schmerzhafteſte. Im Tode liegt eine Weihe, welche auch in der größten Qual eine gewiſſe Beruhigung verleiht, und mit der Zeit wird allen reinen und religiöſen Naturen das Gefühl zu Theil, welches nur der Tod gibt: die Geliebten ganz zu beſitzen, ſowie jener Glaube, der ſich daran hält, daß ſie dieſes Leben voll Trübſal und Unbeſtand mit der ewigen Ruhe vertauſcht haben. Eine Neigung dagegen, die immer nur einſeitig war, leidet an einer gewiſſen Unvollkommenheit, welche uns den Schmerz erſpart, ein Gut, das wir beſeſſen, zu verlieren, während ſie uns zu gleicher Zeit jene Neigung bis zuletzt in einem unbeſtimmten, geheiligten Lichte erſcheinen läßt, das einen beſänftigenden und mildernden Einfluß auf uns ausübt. Allein zu lieben und wieder zu verlieren, entweder indem man aus ſeinem Wahne ſo vollſtändig herausgeriſſen wird, daß an die Stelle der Liebe nur allein Mitleid tritt, oder aber indem

das arme Herz nach und nach alles, was den edleren Theil der Liebe ausmacht: Achtung, Glauben, Vertrauen ſchwinden ſieht, und ſich dennoch in der Verzweiflung an das Letzte, was ihm geblieben, an die eigene Zärtlichkeit anklammert, die noch lange fortduldet und immer von Neuem nach Entſchuldigungen ſucht — dieſes Loos iſt wohl das härteſte, das eine Frau treffen kann!

Ein Dichter nennt einen ſolchen Kummer endlos. Aber endlos iſt auf dieſer Erde kein Kummer und ſoll es nicht ſein. Wir würden uns am Himmel ſelbſt verſündigen, wenn wir es glaubten. Jedes von uns kennt wohl Beiſpiele eines heiligen und heldenmüthigen Lebens, welches ſich erſt in Folge eines anſcheinend tödtlichen Schlages zu dem was es iſt, entwickelt hat, eines Lebens voll des ruhigſten, reinſten Glückes, weil es ſich unter den göttlichen Willen gebeugt und in Geduld zu ertragen gelernt hat. Aber wie dieß gelernt worden iſt, welche bittere Erfahrungen vorausgegangen ſind, bis endlich die Hand des großen Lehrmeiſters klar erkannt worden — hierauf näher einzugehen, iſt der Gegenſtand zu heilig.

Es iſt eine ſeltſame Wahrheit, die ſich uns indeſſen

täglich aufdrängt, daß diejenigen Frauen, welche am meiſten gelitten haben, nicht die unglücklichſten ſind. Das beſtändige Gefühl, nicht glücklich zu ſein — nicht die krankhafte, zuweilen ſogar gepflegte Melancholie der Jugend, die gewöhnlich mit den reiferen Jahren vergeht — ſondern die feſtgewurzelte, unheilbare Unzufriedenheit mit allen Dingen und mit allen Menſchen, der wir bei manchen Frauen begegnen, iſt mit wenigen Ausnahmen lediglich der Ausdruck eines durch und durch ſelbſtſüchtigen Charakters. Auch kann es einem jungen Mädchen nicht früh genug eingeprägt werden, daß dieſer Zuſtand von innerlichem Unbehagen, woher er auch kommen mag, weder poetiſch noch ſchön, ſondern eine bloße Krankheit iſt, gegen welche ſie ankämpfen und mit allen ihr zu Gebote ſtehenden praktiſchen, phyſiſchen und geiſtigen Mitteln einſchreiten ſollte. Denn ſo thöricht die Theorie iſt, nach welcher Glück, Zufriedenheit und Heiterkeit reine Willensſache ſein ſollen — eine Theorie, die vielen armen Hypochondriſten ſo lange angeprieſen wird, bis ſie nahezu wahnſinnig werden — ſo beſitzt doch auf der andern Seite jeder geſunde Verſtand die Macht der Selbſt-

beherrſchung, die immer wächst und zunimmt, je mehr ſie geübt wird.

Wenn eine ſolche Leidensſchweſter ſich einmal überzeugt, daß ihr dieſe Macht gegeben iſt, daß ſie mit angeſtrengter Wachſamkeit oder noch beſſer durch Ergreifen einer Beſchäftigung und Intereſſe für das, was um ſie vorgeht, ſich nach und nach daran gewöhnen könnte, nicht immer einer einzigen vorherrſchenden Idee nachzuhängen, die zuletzt zu einer förmlichen Monomanie wird; wenn ſie einmal verſucht, in Beziehung auf geiſtige Entbehrungen ſo vernünftig zu ſein, als ſie bei körperlichen ſein wird, — wie ſie z. B. nicht mit einem verrenkten Fuße wird tanzen wollen, oder ein Erdbeben fürchtet, weil gerade ihr Kopf ſchwindelt, — dann iſt wenigſtens der erſte Schritt zur Geneſung gethan.

Wie ſich viele Männer mit dem Verſuche abquälen, einen Riß in dem Weltenplane auszubeſſern oder das Räthſel der Welt zu löſen, während vielleicht ihre eigene kranke Leber oder ihr überangeſtrengtes Gehirn am meiſten der Unterſuchung und Heilung bedürfte, ſo härmen ſich viele Frauen, wie ſie ſich einbilden, an gebrochenem Her-

zen zu Tode, oder verbittern ſich das Leben mit dem Wahne, von Jedermann ſchlecht behandelt zu werden, während ihr eigenes raſtloſes, unbefriedigtes, ſelbſtſüchtiges Herz der Grund iſt, weßhalb ſie mit Jedermann in Fehde leben.

Möchten doch die Frauen — und auch die Männer, obgleich ihr mehr beſchäftigtes und aktives Leben das beſte Schutzmittel für ſie iſt — von ihrer Kindheit an gelehrt werden, jede grundloſe Melancholie als einen böſen Geiſt zu betrachten, der „unter Gräbern wohnt“ und ſich zuerſt in einer ſo reizenden und maleriſchen Geſtalt uns zeigt, daß wir ihn an unſere unſchuldige Bruſt ſchließen und die Gefahr, er möchte daſelbſt ſich einſchleichen und ſeine Wohnung nehmen, nicht eher bemerken, als bis er uns ſo vollſtändig gefangen genommen hat, daß wir beinahe aufhören, verantwortliche Weſen zu ſein und eher in ein Irrenhaus als in einen häuslichen Kreis paſſen, der, ſo freundlich und glücklich er auch ſein mag, doch immer bei dem vielen Trüben, was das Leben mit ſich bringt, nur zu ſehr Sonnenſchein ſtatt Schatten oder beſtändiger Dunkelheit nöthig hat.

Wüßten doch solche Frauen, welch' ein unschätzbares Gut ein heiteres Gemüth ist! wie sich das Herz erleichtert fühlt beim Anblick eines freundlichen, sonnenhellen Gesichtes; wie es sich an einer frohen, gleichmäßigen Gemüthsstimmung aufrichtet, und wie es endlich demjenigen Herzen entgegenschlägt, welches entweder von Natur oder, was noch besser ist, grundsatzmäßig alles von der Lichtseite betrachtet, in der Ueberzeugung, daß, da der Geber des Lebens die vollkommene Liebe ist, wir demselben kein wohlgefälligeres Opfer darbringen können, als indem wir uns des Guten, das Er uns sendet, in seiner ganzen Fülle erfreuen, und das Schlimme, das Er uns auferlegt, in Geduld und Ergebung tragen — gleich einem Kinde, welches unbedingten Glauben in seinen Vater setzt und sich allen seinen Anordnungen, mag es sie verstehen oder nicht, willig unterwirft.

Und hier, obgleich der Gegenstand ein zu heiliger ist, um anders als nur leicht berührt zu werden — und doch dürfen ihn Diejenigen nicht ganz umgehen, welche jene Unterscheidung zwischen „weltlich" und „geistlich" nicht anerkennen, sondern glauben, daß die ganze Erde

mit allem was darinnen ist nicht nur an Sonntagen, sondern alle Tage, fortwährend, „des Herrn“ ist — hier möchte ich denn fragen, ob nicht die Erfahrung, die besser ist, als hundert Predigten, die meisten Menschen gelehrt hat, daß sie zwar aufrichtige Christen finden konnten, welche aus verschiedenen Gründen nicht ganz glücklich waren, daß sie aber niemals einen wirklich glücklichen Menschen kannten, der, welchem Glauben er auch angehören mochte, nicht mit Herz und Mund und im täglichen Leben ein Nachfolger Christi, ein Christ gewesen wäre?

Unter den vielen Mitteln, mit welchen auf ein von Natur ängstliches oder krankhaftes Temperament eingewirkt werden kann, ist keines so tauglich oder heilsam, als dasjenige, auf welches ich in diesen Blättern immer wieder zurückkomme — beständige Beschäftigung. Eine sehr große Anzahl, besonders junger, weiblicher Wesen haben von Natur einen so unruhigen Geist oder einen so starken, physischen Hang zu nervöser Verstimmung, daß es ihnen rein unmöglich ist, sich auch nur eine leibliche Heiterkeit zu bewahren, wenn sie nicht fortwährend

beſchäftigt ſind. Nützlich beſchäftigt womöglich, übrigens iſt im Nothfalle ſelbſt eine ſcheinbar unnütze Beſchäftigung noch beſſer für ſie, als gar keine.

Die nützlichſte und befriedigendſte Thätigkeit jedoch iſt ohne Zweifel diejenige für unſere Nebenmenſchen, oft ſchon deßhalb, weil wir dadurch von uns ſelbſt abgezogen werden, was für Solche, die das Glück nicht in ſich finden, ſchon von großem Werthe iſt, ganz abgeſehen von der allgemeinen Pflicht des Wohlwollens oder von der etwaigen Anſicht, daß wir uns durch das unſern Mitmenſchen erwieſene Gute einen Platz im Himmel erwerben könnten.

Wenn die Dulderin am Morgen erwacht und mit ihr ein tiefes unheilbares Weh ſich erhebt, wenn die Bürde eines einförmigen Lebens ſie niederdrückt, oder ſich eine troſtloſe Leere vor ihr aufthut und ſie die Augen wieder ſchließen möchte, ſtatt den unerträglichen Tag zu beginnen — dann ſollte ſie ſich mit dem Gedanken ermuntern: „Was habe ich heute zu thun?“ (Nicht: was habe ich zu genießen, oder was zu erdulden, ſondern was habe ich zu thun?) Nie ſollte ſie ſich Abends niederle-

gen, ohne ſich die ſtrengſte Rechenſchaft von dem zu geben, was ſie den Tag über vollbracht hat. „Glücklich kann ich nicht ſein,“ mag ſie vielleicht zu ſich ſprechen, „es wäre umſonſt, es zu verſuchen, ſo will ich lieber gar nicht daran denken, wohl aber daran: was habe ich heute geleiſtet? was kann ich morgen leiſten?“ Und wenn ſie die Kraft hat, ihr Leben ſtrenge in dieſer Weiſe durchzuführen, ſo wäre es ſeltſam, wenn nicht eines Tages ein ſchwaches, unwillkürliches Gefühl von „Glück“ — der Empfindung ähnlich, womit wir im Januar ein blühendes Veilchen zu unſern Füßen betrachten — in ihr armes, erſtauntes Herz einziehen und daſſelbe mit unbeſtimmten, geheimnißvollen Hoffnungen erfüllen würde.

Eine andere Grundbedingung eines glücklichen Daſeins, unberechenbar in ihrem Einfluß auf Frauen von empfindſamer und zarter phyſiſcher Organiſation, iſt Ordnung. Wenn man eben erſt ein unordentliches Hausweſen verlaſſen hat, wo die Zimmer nicht aufgeräumt ſind, wo zu jeder Stunde bald da, bald dort Speiſen aufgetragen werden und nichts als Lärm und Durcheinander herrſcht, wo alles auf einmal oder gar nichts ge-

than wird — wenn man aus einem ſolchen Gewirre plötzlich in ein ruhiges, thätiges, regelmäßiges Familienleben eintritt, wo Jedes ſeine ihm angewieſene Aufgabe vollbringt, wo der Tag glatt und eben verſtreicht, indem alles ſeine beſtimmte Zeit hat: Arbeit, Erholung, Mahlzeiten und Schlaf — o welch ein Paradies eröffnet ſich da! Wie heimiſch fühlt ſich das unruhige oder ängſtliche Gemüth und gewöhnt ſich, ohne recht zu wiſſen, wie, an das heitere Treiben, den belebenden Ton und die köſtliche Ruhe.

„Ordnung iſt des Himmels erſtes Geſetz," und ohne Ordnung iſt ein geſundes oder glückliches Gemüth nicht denkbar. Deßhalb ſollte ſtatt ſentimentalen Mitgefühls oder verächtlichen Tadels allen Frauen, die zu Melancholie geneigt oder von einem unheilbaren Kummer niedergedrückt ſind, der einfache Rath gegeben werden, ihr tägliches Leben nach einer beſtimmten Methode ſo harmoniſch wie möglich einzutheilen, keine Stunde, nicht einmal zehn Minuten, in Unthätigkeit und Betrübniß hinzubringen, und mit Hülfe hübſch aufgeräumter, heller, luftiger Zimmer, pünktlicher Kleidung und jeder anmuthi-

gen äußern Zugabe, die in ihren Verhältniſſen erreichbar iſt, keines jener kleinen Mittel unverſucht zu laſſen, die uns Allen zu unſerem eigenen und Anderer Beſten zu Gebote ſtehen und deren Werth wir erſt dann erkennen, wenn wir ſie erprobt haben.

Ein anderer Grundſatz, leicht anzuempfehlen und ſchwer zu befolgen, beſteht darin, daß wir uns gewöhnen, alle Dinge von der Lichtſeite zu betrachten und uns nicht durch die unbedeutendſten Kleinigkeiten aus der Faſſung bringen zu laſſen. Es iſt traurig zu ſehen, um welche Nichtigkeiten ſich manche Frauen oft abhärmen, wie ihnen z. B. ein ſchlecht gemachtes Kleid ebenſo großen Kummer bereiten kann, als Andern der Verluſt eines Vermögens. Welch' einen wohlthätigen Eindruck machen uns dagegen Diejenigen, die überall und bei allem das Gute und Angenehme herauszufinden wiſſen; wie vermindert ſich unſere Sorge um ſie, wenn Mißgeſchick ſie trifft, und welcher Troſt ſind ſie für uns, wenn wir ihnen unſere eigene Noth klagen! Denn wohl Wenige unter uns ſind ſo unglücklich, nicht einen oder einige Freunde zu beſitzen, welchen wir jedes Leid und jede Unannehmlichkeit mit-

theilen, überzeugt, daß, wenn Jemand helfen kann, sie es können und wollen; während es Andere gibt, bei denen wir unwillkürlich alles, was uns bewegt, sei es Freude oder Schmerz, in uns verschließen, und sehr Viele, bei denen wir nicht im Traume daran denken, ihnen unsere Sorgen aufbürden zu wollen.

Ein Gemüth, das Widerwärtigkeiten gelassen zu ertragen im Stande ist, das sich über die leichtern Plagen des Lebens hinwegsetzt, weil sie ihm nicht in Betracht zu kommen scheinen, dagegen wirklichem Unglück fest in's Auge sieht, mit ihm kämpft, so lange Widerstand möglich, überwunden, geduldig wartet, bis der Sturm vorübergebraust und, wenn er vorüber ist, sich wieder aufrafft, die Blicke zum blauen Himmel, der einem reinen Herzen nie lange unsichtbar bleibt, empor richtet und seinen Weg weiter verfolgt — dieß ist der gesegnetste Besitz, den sich eine Frau wünschen kann, besser als ein Haus voll Silber und Gold, besser als Schönheit, Glück und befriedigte Liebe.

Auf der andern Seite ist keine Frau — von durchaus oder wirklich schlechten Charakteren sehen wir na-

türlich ab — ſich ſelbſt und Andern von geringerem Nutzen und verurſacht ihrer Umgebung mehr Sorge, Angſt und Schmerz, als diejenige, von welcher wir gleichſam entſchuldigend ſagen, ſie beſitze ein „unglückliches Temperament.“ Man erkennt ſie ſogleich an ihrem finſtern, unfreundlichen Geſichte, an ihren unruhigen Bewegungen, an dem ſtrengen oder böswilligen Urtheil, welches ſie über Menſchen und Dinge fällt. Vielleicht iſt ſie unverheirathet und ihre Bekannten beleidigen mit ihrem Spott unſer ganzes Geſchlecht, indem ſie jenen Umſtand als Grund ihrer Unliebenswürdigkeit bezeichnen. Unwürdigſte aller Schmähungen! Es hat niemals eine unglückliche alte Jungfer gegeben, welche als Frau nicht ebenſo unglücklich und viel ſchuldiger geweſen wäre, weil ſie dann nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihren Gatten elend gemacht hätte. Wenn wir an ſo manche unglückliche Frauen unſerer Bekanntſchaft denken, mit welchen wir um alle Schätze der Welt nicht tauſchen möchten, ſo werden wir finden, daß das Schickſal die meiſten von ihnen mit Wohlthaten aller Art: Liebe, Heimath, Behaglichkeit, Luxus, überſchüttet und ihnen nur das Eine

verweigert hat, was ſich nicht beſchreiben und nicht geben läßt — die Fähigkeit, ſich dieſer Güter zu erfreuen.

Unglückſelige Geſchöpfe! Ihr ganzes Weſen und Ausſehen ſagt uns, daß ſie nie gewußt, was Freude iſt. Die oft durch eine Kleinigkeit hervorgerufene Empfindung froher Dankbarkeit, ein Naturgenuß, ein Feiertag nach angeſtrengter Arbeit, eine unerwartete gute Nachricht, ein liebes Geſicht, das man im Augenblick nicht zu ſehen gehofft, oder ein Brief, der das innerſte Herz erwärmt, — das ſind lauter Dinge, die ſie nicht begreifen. Wenn man eine ſolche bedauernswerthe Frau hört, könnte man glauben, die ganze Welt, der Himmel ſelbſt, habe ſich gegen ihre unbedeutende Perſon verſchworen; was gethan, geſagt oder gedacht wird, geſchehe einzig und allein nur in der Abſicht, ſie zu beleidigen. Und wenn ſie in ihre Melancholie verſinkt, ſo blutet wohl unſer Herz bei dem Anblick ihrer Leiden, die nicht weniger wirklich, weil es ſelbſtgeſchaffene ſind, aber unſer Mitgefühl erſcheint uns mehr als eine Pflicht und oft fühlen wir mit Schrecken, daß ihre Gegenwart wie ein Alp auf uns drückt und ihre Abweſenheit uns unwillkürlich erleichtert.

Denn so herzlich und aufrichtig wir sie auch bedauern und alles versuchen mögen, sie aus ihrem Kummer herauszureißen, so verläßt uns doch zuweilen die Geduld, wenn sie sich mit Gewalt an denselben anklammert und jeden Trost zurückstößt. Das menschliche Leben ist so reich an Schmerzen, daß, wenn der jugendliche Wahn vorüber ist, welcher uns ein trauriges Gesicht interessant und ein unheilbares Weh als eine entzückende Sache erscheinen läßt, das Herz sich unwillkürlich dahin wendet, wo ihm Ruhe, Frohsinn und Sonnenschein entgegenlacht. Und die Freunde, bei welchen wir dieß finden, sind uns natürlicher Weise die nützlichsten, willkommensten und liebsten.

„Eine glückliche Frau!“ wie selten dürfen wir uns auf dieser unserer armen Erde an dem Anblick einer solchen erfreuen! Wir erkennen sie nicht an ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit — sehr lebhafte Leute sind gewöhnlich weder glücklich, noch im Stande, Glück zu verbreiten — sondern an einem Gefühl von Klarheit und Heiterkeit, welches mit ihr eintritt, wie der Sonnenstrahl, der sich Abends durch unser Fenster hereinstiehlt. Gleich der

wohlthätigen Fee in dem Ammenmährchen entwirrt sie die verworrenen Fäden unseres Herzens, bis wir einen Ausweg aus dem Labyrinthe gefunden. Sie ist vielleicht weder schön, noch geistreich, noch unterhaltend, allein wir fühlen uns froh und heiter in ihrer Nähe, weil sie selbst so froh und heiter ist. Wir schämen uns unserer Klagen vor ihr, weil wir aus ihrem Munde niemals eine solche hören. Und doch sind wir überzeugt, da wir nach dem göttlichen Gesetze gleich unserm Meister nur „durch Leiden zur Herrlichkeit eingehen sollen", daß sie vielleicht weit mehr Kummer gehabt hat, als wir; daß ihr Lebensweg für uns ebenso düster und gefahrvoll wäre, als er für sie hell und sicher ist. Von irdischen Segnungen ist auf ihr Loos vielleicht weniger als ein mittlerer Theil gefallen, allein sie erfreut sich desselben in vollem Maße; und es ist so selten und so wohlthuend, Jemand zu sehen, der es wirklich versteht, sich des ihm zu Theil gewordenen Guten, möge es viel oder wenig sein, in rechter Weise zu erfreuen! Was ihre Sorgen und Leiden betrifft, so zieht sie sie weder in Abrede, noch lehnt sie sich gegen dieselben auf; sie trägt sie ein-

fach als etwas natürliches und heilſames, das in ihrem Innern nichts anderes zu erzeugen im Stande iſt, als reiches Mitgefühl mit Allen, welche gleiches zu erdulden haben.

So mag ſie nun verheirathet oder unverheirathet, reich oder arm, geſund oder krank ſein — obwohl ein heiteres Gemüth zehnmal mehr Ausſicht auf Geſundheit hat, als ein melancholiſches — immer wird ſie die lebendige Rechtfertigung der Wege der Vorſehung ſein, welche das Licht ſo gut wie die Finſterniß, oder vielmehr das Licht aus der Finſterniß entſtehen läßt. Denn nicht bloß für die Erſchaffung der Welt, ſondern auch für die ebenſo wunderbare Geburt und Entwicklung jeder menſchlichen Seele gilt die in dem Worte ſinnbildlich dargeſtellte, ewige Wahrheit —

„Und Gott ſprach: Es werde Licht!
Und es ward Licht.“

Aelter werden.

Denkſt Du an vergang'ne Tage,
Wenn ſo ſtill Dir der Abend verſtreicht?
Und wünſcheſt Du wieder zurück Dir die Zeit,
Wo Dein Herz und Dein Schritt war ſo leicht?
„Ich denk' an vergang'ne Tage,
An all' ihre Luſt und ihr Glück;
Doch die hellſten und ſchönſten von allen,
Ich wünſche ſie nicht mehr zurück."

Aelter werden! Wir ſprechen von dieſer Zeit, ſcherzen oder moraliſiren darüber, finden es aber faſt unmöglich, ſie uns zu vergegenwärtigen, wenigſtens was uns ſelbſt betrifft. Bei Andern können wir das Zunehmen der Jahre noch eher bemerken, allein ſelbſt da wird es uns oft ſchwer genug. „Wie, Sie ſagen, Fräulein So und So ſehe alt aus? Unmöglich, ſie iſt noch ganz jung, nur ein Jahr älter als ich, alſo gerade ..... Wahrhaftig, ich vergeſſe, wie die Zeit entflieht! Ja, wir ſind wohl Beide nicht mehr ſo jung, als wir waren" —

welches Zugeſtändniß wir aus Artigkeit nicht beachten und dem wir aus Wahrheitsliebe nicht widerſprechen dürfen.

Es iſt ohne Zweifel ein bedeutender Wendepunkt in dem Leben einer Frau — einer unverheiratheten beſonders — wenn ſie anfängt zu vermuthen, daß „ſie nicht mehr ſo jung iſt, als ſie war"; daß, nachdem ſie von dem reſpektabeln Alter von ſiebzehn Jahren an gerufen: „Der Wolf!" — was manche junge Damen zum großen Ergötzen ihrer Freunde zu thun lieben — der grimmige Wolf, Alter genannt, nun wirklich ſeine Zähne in einiger Entfernung zeigt, und keine höfliche Blindheit von Seiten beſagter Freunde und keine Gleichgültigkeit von ihrer eigenen Seite die Thatſache aufheben kann, daß er, wenn auch noch nicht in der Nähe, doch in der Ferne zu ſehen iſt. Und wie reizend poetiſch er uns auch im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre erſcheinen mag, wenn wir melancholiſche Verſe „an unſere Kindheit" ſchreiben, oder im dreiundzwanzigſten, wenn wir unter fröhlichem Lachen „unſer erſtes weißes Haar" ſorgfältig in Seidenpapier einwickeln — als eine nahe und immer

näher rückende Wirklichkeit ſtellt ſich uns das Alter in einem ganz andern Lichte dar.

Wir fühlen, daß die Hälfte der den Sterblichen in der Regel gewährten Lebenszeit hinter uns liegt, daß wir kein Recht zu der Erwartung haben, hübſcher, kräftiger oder glücklicher zu werden, als wir es jetzt ſind, daß wir den Höhepunkt des Lebens erreicht, von welchem der nächſte Schritt uns nothwendig abwärts führen muß; ja — obgleich wir das Gefühl davon vielleicht nicht haben, obgleich die Luft noch ebenſo friſch und die Ausſicht ebenſo großartig ſein mag — wir wiſſen doch, daß es ſo iſt. Schneller oder langſamer geht es bergab. Für Solche, die „Hand in Hand“ gehen, mag das Herabſteigen leichter und ſüßer ſein, allein ich ſchreibe für Diejenigen, welche ihren Weg allein zu machen haben.

Es iſt zu Anfang kein angenehmes Hinabſteigen. Wenn wir z. B. auf Bällen ſeltener als früher zum Tanzen aufgefordert werden und unſere Tänzer größtentheils aus dicken Herrn „in den beſten Jahren“ oder ſchmächtigen Jünglingen beſtehen, welche bei jedem Wort, das wir mit Mühe aus ihnen herauspreſſen, bis an die

Ohren erröthen; wenn hochtrabende junge Gänschen, die noch in der Wiege lagen, da wir schon erwachsen waren, uns „Liebe“ nennen und uns „protegiren“ wollen, oder wenn ein Knabe, der unser Spielzeug als kleines Mädchen gewesen, die Ungezogenheit begeht, als bärtiger Mann einen Kopf über uns hinauszusehen, oder gar uns wegen einer Liebesangelegenheit um Rath zu fragen — wenn wir bemerken, daß unsere Bekannten es vermeiden, in unserer Gegenwart von „alten Jungfern“ zu sprechen oder augenblicklich eine eifrige Lobrede auf dieselben folgen lassen — wenn die Dienstboten uns beharrlich mit „Madame“ anreden und fremde Kaufleute darauf bestehen, ihre Rechnungen auf „Frau Blank“ auszustellen und unsere Aufmerksamkeit auf alle Arten von Kinderspielwaaren zu lenken — so ist dieß alles in der That nicht angenehm.

Ebensowenig kann es uns Freude machen, wenn wir aus langer Gewohnheit, ganz unwillkürlich, von uns selbst als von einem „Mädchen“ sprechen, und sofort ein heimliches Lächeln auf dem Gesichte unseres Zuhörers bemerken; oder wenn wir uns durch eine zufällige Auf-

regung zu einem vielleicht etwas übertrieben jugendlichen Betragen hinreißen laſſen und ein gewiſſer Inſtinkt uns ſagt, daß wir uns dadurch lächerlich machen; oder endlich, wenn wir eines Tages, vor unſerm Spiegel ſtehend, plötzlich gewahr werden, daß die Züge, mit denen wir zu genau vertraut ſind, um ſie jeden Tag von Neuem zu prüfen, nicht mehr diejenigen eines jungen Geſichtes ſind, daß ſie ſich nach und nach verändern und immer mehr verändern werden, bis das gewohnte Mädchengeſicht, ob es hübſch oder häßlich, angenehm oder unangenehm, bewundert oder unbeachtet geweſen, vollſtändig verſchwunden ſein wird — ja daß es ſchon verſchwunden iſt: wir mögen unſere Augen anſtrengen, wie wir wollen, wir ſehen es nicht mehr!

Es iſt eine nicht zu beſtreitende Thatſache, daß der Uebergang ein ganz allmähliger und daher für die Betreffenden oft beinahe unmerklicher iſt, wodurch manche bösartige Bemerkungen über Diejenigen, welche beharrlich als „junge Damen von einem gewiſſen Alter“ erſcheinen wollen, zum Schweigen gebracht werden ſollten. Gewiß

iſt es nicht leicht für eine Frau, anzuerkennen, daß ſie alt zu werden beginnt, und für Viele, ja mehr oder weniger für Alle, muß dieſe Anerkennung eine ſchmerzliche ſein. Sogar die Oberflächlichſten unſeres Geſchlechts ſind in gewiſſer Art zu bedauern, wenn ſie ſich durch ein, älteren Frauen nicht geziemendes Benehmen allen möglichen Mißdeutungen ausſetzen, während ſie wirklich das Bewußtſein ihres Alters nicht haben und daher das Zepter der Jugend hartnäckig feſthalten, ohne zu ahnen, daß es in ihren Händen zu einem Spotte, zum Zeichen einer längſt entriſſenen Macht und Herrſchaft wird.

Auch die vernünftigſte Frau wird nicht im Stande ſein, ohne ein wenigſtens vorübergehendes Herzweh ihre Jugend mit all' ihrem Sehnen und Hoffen, ihren Freuden und Intereſſen, Verſäumniſſen und Errungenſchaften, vollſtändig und für immer der Vergangenheit zu übergeben. Junge Leute bedenken dieß ebenſo wenig, als es ihnen in den Sinn kömmt, daß ſie ſelbſt vielleicht eines Tages dieſes Gefühl werden kennen lernen; ſonſt würden ſie nicht ſo ſchnell bereit ſein, über jene thörichten alten Jungfrauen ſich luſtig zu machen, welche ſich ſelbſt

dlichen
kt uns
er end-
ſtehend,
nen wir
Neuem
Geſichtes.
immer
dchenge-
unange-
llſtändig
wunden
r wollen,

daß der
die Be-
manche
beharrlich
erſcheinen
. Gewiß

Wohl möchten wir fragen, weßhalb ſie es thut? weßhalb ſie mit einer ſo verzweifelten Kraftanſtrengung an die Jugend ſich anklammert, die ſie doch nicht feſtzuhalten vermag, und die im Grunde vielleicht nicht einmal ein ſo koſtbares und beglückendes Gut iſt? weßhalb ſie ſich ſo unendlich viele Mühe gibt, ihr Alter zu verheimlichen oder zu leugnen, da doch die Hälfte ihrer Bekannten daſſelbe entweder weiß oder errathen kann, und es der andern Hälfte im höchſten Grade gleichgültig iſt? weßhalb ſie endlich ſich noch kleidet wie ihre Nichte, die gefeierte Königin der Bälle, und auf ſolche Weiſe nicht verfehlen kann, unſer Auge auf eine unbarmherzige Weiſe zu beleidigen?

In Betreff des Anzugs möchte ich mir noch einige Worte erlauben. Es gibt zweierlei Arten, nach denen nicht mehr junge Damen ſich häufig zu kleiden pflegen, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, welche von beiden die ſchlimmſte iſt. Vielleicht doch wohl die erſte, nämlich die allzu jugendliche. Ein weißes Gazekleid auf einer gelben Haut oder künſtliche Blumen in grauen Haaren ſind doch gewiß eine höchſt widerſinnige Zuſammenſtellung! Es mag

die Frage sein, ob uns ein Ballkleid nach dem zwanzigsten Jahre noch ebenso gut steht als vorher, nach dem dreißigsten aber werden wir es niemals ungestraft mehr anlegen. Man sagt, die Frauen können sich nur dadurch ein jüngeres Aussehen geben, daß sie sich ein wenig älter als ihre Jahre kleiden, und ich habe in der That manche Dame gesehen, welche mir in der hergebrachten Abendtoilette, die sie als unverheirathetes Fräulein ja nicht umgehen zu dürfen glaubte, sehr alt und unschön erschien, während sie ganz gewiß wie ein sonniger Oktobertag anzusehen gewesen wäre, hätte sie nur der Natur die Gerechtigkeit widerfahren lassen, in dem Herbste ihres Lebens ein herbstliches Gewand anzulegen. Wäre sie nur so vernünftig zu glauben, daß graue Haare die Runzeln mildern und blasse Wangen heben, indem sie dieselbe Wirkung hervorbringen, um derenwillen unsere jugendlichen Großmütter sich puderten; daß helle, leichte Kleider mit allem möglichen Ausputz nur für schlanke, bewegliche Gestalten passen, während ein dunkleres, dichteres Kleid und ein hübsches Häubchen eine Dame oft zehn Jahre jünger erscheinen läßt.

Im Gegenſatz zu der eben beſchriebenen Art und Weiſe, ſich zu kleiden, gibt es manche Frauen, welche zu wenig Sorgfalt auf ihr Aeußeres verwenden. Sie ſagen — obgleich nicht allzufrüh — „O, ich bin nicht mehr jung; es iſt ganz gleichgültig, was ich trage!“ Ob ſie es glauben, iſt eine andere Frage, allein ſie ſagen es und handeln darnach, wenn ſie Trägheit oder Bequemlichkeit dazu veranlaßt. Thörichte Frauen! ſie vergeſſen, daß gerade dann, wenn das Alter an die Stelle der jugendlichen Friſche getreten, es am nöthigſten für ſie iſt, größere Sorgfalt auf ihr „Aeußeres“ zu verwenden. Die Jugend kann ſich, was die Kleidung betrifft, beinahe alles erlauben — das reifere Alter kann es nicht, und dennoch ſind wir verpflichtet, auch dann noch unſern Freunden und der Geſellſchaft eine möglichſt angenehme Erſcheinung zu ſein. Dieß iſt leicht, wenn wir von Denen umgeben ſind, welche uns lieben, ſich um unſern Anzug bekümmern, und in deren Augen wir, ſoweit die Natur es erlaubt, bis zu unſerer letzten Stunde liebenswürdig und anmuthig erſcheinen möchten; allein es iſt nicht leicht, wenn die Verhältniſſe anders ſind, und

darin mag wohl der Grund liegen, weßhalb so viele unserer unverheiratheten Schwestern nachlässig und „altmodisch“ in ihrem Anzug werden — „Was liegt daran? Niemand kümmert sich um mich!“

Allein ich glaube, jede Frau sollte sich ein wenig, ein ganz klein wenig, um sich selbst, d. h. um ihr Aussehen, bekümmern. Weit davon entfernt, der Eitelkeit das Wort reden zu wollen, oder jener ungebührlichen Verschwendung der edlen Zeit an das undankbare Geschäft, sich für sich selbst zu schmücken und herauszuputzen — so halte ich es dessen ungeachtet für ein ganz richtiges Gefühl, dem Körper, welcher uns so gut als die Seele vom Himmel verliehen worden, die ihm gebührende Achtung nicht zu versagen. Und ist es nicht unsere Pflicht, in Anbetracht der großen Zahl unschöner Leute in der Welt, diese Zahl zu verringern, indem Jede von uns sich selbst ein möglichst wenig unschönes Aussehen zu geben bestrebt ist?

Wenn eine Dame aufhört, sich jugendlich zu kleiden, so hat sie darum noch keine Entschuldigung, wenn sie sich nachlässig kleidet; sie mag ihre Toilette wählen, wie es

ihrer Persönlichkeit, ihrem Geschmack und ihrer Bequemlichkeit am meisten zusagt, und für die Regel die Mode sich und nicht sich der Mode anpassen; allein sie soll nicht die Lachmuskeln ihrer Umgebung durch einen Anzug reizen, welcher vor zwanzig oder dreißig Jahren Mode gewesen. Nettigkeit, Pünktlichkeit und harmonische Farben, welche mit den Jahren immer mehr verschmelzen und milder und dunkler werden, bis schwarz, weiß und grau allein noch zurückbleiben als die für das Alter passendsten Farben: diese Dinge sollte jede Frau während ihres ganzen Lebens zu beobachten suchen. Weder Armuth, Kummer und Krankheit, noch das Gefühl des Alleinstehens, welchen Empfindungen wir so gerne eine Einwirkung auf unser äußeres Leben gestatten, kann sie entschuldigen, wenn sie eine „Vogelscheuche" aus sich macht.

Jene langsame, kaum bemerkbare Veränderung in Betragen und Aussehen, welche den fortschreitenden Jahren angemessen und natürlich ist, läßt sich nicht wohl auf irgend welche Regeln zurückführen. Sie ist nur der äußere Wiederschein eines innerlichen, geistigen Prozesses,

deſſen Bedeutung uns dann erſt klar wird, wenn wir uns in Geſellſchaft älterer Frauen oder Fräulein befinden, welche denſelben offenbar noch nicht durchgemacht haben. Wir erkennen dieß an ihrem „ſehr jugendlichen“ Benehmen, an der Art, wie ſie in Entzücken ausbrechen und allen Gefühlen ihres Herzens Worte leihen. Gegen ein ſolches Weſen, vorausgeſetzt, daß es natürlich iſt, haben wir bei ganz jungen Mädchen durchaus nichts einzuwenden, ja wir finden es reizend und liebenswürdig; in einem reiferen Alter jedoch, wenn die Leidenſchaften ſich gelegt haben, das Gefühl des Glückes ſelbſt ein ruhiges geworden iſt und das warme, liebende Herz am beſten mit den „ſtillen Waſſern“, welche „tief ſind“, verglichen wird — da erſcheint ein ſolches Benehmen nicht nur lächerlich, ſondern unangenehm.

„Mit Anmuth alt zu werden“ — wie Diejenige ſich ausdrückte, welche dieſe ihre Theorie durch ihr eigenes Beiſpiel am beſten erläuterte — iſt eine gute und ſchöne Sache; noch beſſer iſt es jedoch: mit Würde alt zu werden. Zu dieſem Ende müſſen wir uns vor allem bemühen, die Thatſache, daß die Jugend von uns gewichen,

nicht nur anzuerkennen, ſondern uns vollſtändig mit ihr auszuſöhnen, und das, was wir Veränderung nennen, was in Wahrheit aber Fortſchritt iſt, als ſolchen anzuſehen; wir müſſen offen und furchtlos uns ſelbſt und unſer tägliches Leben demſelben Geſetze unterwerfen, nach welchem auf den Frühling der Sommer, auf den Sommer der Herbſt, auf den Herbſt der Winter folgt, und jede dieſer Zeiten ihre eigenthümliche Schönheit beſitzt. Ja, wenn die Frauen es nur glauben wollten, es liegt ſogar in dem „Aelter werden“ eine tiefe Schönheit verborgen. Der Reiz des Ausdrucks, welcher aus einem gemilderten Gemüthe oder gereiften Verſtande entſpringt, entſchädigt oft vollſtändig für den Verluſt der weichen Formen und friſchen Farben, und Denjenigen, welche ſich derſelben niemals rühmen konnten, geben daher die Jahre mehr, als ſie ihnen nehmen. Ein empfindſames weibliches Weſen bedarf oft einer halben Lebenszeit, um ſich an dieſe körperliche Maſchine vollſtändig zu gewöhnen, eine heilſame Gleichgültigkeit in Bezug auf deren Mängel und Vollkommenheiten zu erlangen und endlich zu lernen, was kein anderer Lehrmeiſter als die Erfahrung uns

lehren kann: daß der Geist allein von Bedeutung ist, daß mit einer guten Gemüthsart, aufrichtigem Willen und mäßigem Verstande — oder auch nur mit den beiden ersteren — jeder Körper, wie er auch gestaltet sein mag, als ein Reisegewand der Seele nützlich und angenehm gemacht werden kann. Selten wird eine Frau, deren Seele nicht häßlich ist, am Abend ihres Lebens ein abschreckend häßliches Aeußere haben; vielmehr wird sie, mag sie in ihrer Jugend noch so entschieden unschön gewesen sein, in späteren Jahren ein gefälliges und hübsches Aussehen bekommen.

So ist es auch mit dem Charakter. Man kann annehmen, daß eine Frau, welche überhaupt weise und vernünftig zu werden im Stande ist, es in dem Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren geworden sein muß. Ihre natürlichen guten Anlagen werden sich entwickelt haben, über die schlimmen dagegen wird sie entweder Herr geworden sein, oder sich denselben widerstandslos überlassen haben. Wie oft wir auch von Andern sagen mögen, daß sie „ganz unverändert geblieben“ — „noch ganz dieselben wie früher“ sind — Niemand wird oder kann sich

längere Zeit ganz und gar gleich bleiben, ſo wenig als unſer jetziger Körper derſelbe iſt, mit dem wir geboren wurden, oder der er vor zehn Jahren war. Wenn die fortwährende Veränderung und Erneuerung des Leibes ſo gut als der Seele, deren Wohnung er iſt, aufhörte, ſo müßte unfehlbarer Verfall die Folge davon ſein; denn weder im geiſtigen noch im leiblichen Wachsthum iſt ein Stillſtand möglich — wir werden entweder Fortſchritte oder Rückſchritte machen. „Zu ſpät, um anders zu werden" — „zu alt zum Lernen" — thörichte Worte! Der Menſch ſollte mit jedem Tage ſeines Lebens beſſer werden; ja er wird wohl durch alle Ewigkeit hindurch fort und fort zu lernen haben.

Dieß führt mich auf einen jener Punkte, welche ich „die Freuden des Aelterwerdens" nennen möchte.

Bei unſerm Eintritt in das Leben iſt „lieben" dasjenige Zeitwort, welches wir zu conjugiren am geneigteſten ſind; ſpäter entdecken wir jedoch, daß es, obgleich das erſte, doch keineswegs das einzige Zeitwort in der Grammatik des Lebens iſt, daß nicht, wie wir geglaubt, in ihm allein „ſein", „thun" und „leiden" enthalten ſind.

Nach und nach wird es uns nicht nur zu einer Nothwendigkeit, ſondern gewährt uns die größte Luſt, auf den Urſprung oder die Gründe ſo vieler Dinge zurückzugehen, dieſelben zu unterſuchen und würdigen zu lernen. Wir fangen an, die volle Bedeutung jener Verheißung zu verſtehen, nach welcher wir in jener Welt „erkennen werden, ſo, wie wir erkannt ſind.“ Ja, ſchon dieſe Welt, mit all' ihren Laſten und Schmerzen, gewinnt für uns ein Intereſſe an ſich, ganz abgeſehen von uns ſelbſt und unſerm freud- oder leidvollen Looſe in derſelben. Wir folgen dem Gang der Begebenheiten mit Vergnügen und um ſo klarerem Verſtändniß, als wir die Erwartung aufgegeben haben, daß die Vorſehung als Deus ex machina zu unſerm beſondern Vortheil in denſelben eingreifen werde. Wir treten aus unſerer eigenen kleinen, alltäglichen Sphäre heraus, um Intereſſe an der wunderbaren Weltregierung zu nehmen und Urſachen und Wirkungen in ihrem Zuſammenhang zu beobachten; wir ſehen, wie oft ein ſcheinbares Unglück zu einem wirklichen Glücke wird; wie ſich die Knoten verwirrter Geſchicke, einzelner Menſchen oder ganzer Völker, nach und nach löſen; unſer

Auge wird ſchärfer für den mächtigen Einfluß der Zeit, für die Veränderungen oder Fortſchritte an uns ſelbſt, an unſerer Umgebung und in der Welt im Allgemeinen. Wir haben gerade lange genug gelebt, um eine leiſe Ahnung des großen, harmoniſchen Zuſammenhangs zwiſchen Natur und Schickſal zu gewinnen — um den augenſcheinlichen Plan und Zweck unſeres eigenen und des Lebens Anderer ſo weit zu erkennen, daß wir nun zufrieden ſind, ſtille zu ſitzen und das Ende abzuwarten. Wie ich einſt ſagen hörte: „Wir fühlen, daß wir gerne fortleben würden, wäre es auch nur aus Neugierde.“

Bei Menſchen von kleinlicher Sinnesart gibt ſich dieſes Gefühl durch Klatſchen und Einmiſchung in die Angelegenheiten Anderer kund; allein wir dürfen dieß nur der Ausartung einer an ſich guten und edlen Fähigkeit zuſchreiben, welche, richtig geleitet und entwickelt, von unberechenbarer Wohlthat für den Einzelnen und die Geſellſchaft werden kann. Denn gewiß iſt die ſpätere Hälfte des Lebens die beſte Arbeitszeit. Schön iſt der Enthuſiasmus der Jugend und groß ſind die Erfolge, die durch ihn erzielt werden; allein nur die beharrliche

Ausdauer und größere Erfahrung des reiferen Alters vermag das ächte, wahre und dauernde Gute zu vollbringen.

Ein Gefühl, welches wir ſelten früher kennen lernen, trägt weſentlich zu dieſem Gelingen bei, nämlich: Zufriedenheit. Nicht Ergebung oder ein willenloſes Sichfinden in das, was nicht zu ändern iſt, ſondern lebendige Zufriedenheit, welche wir leicht erlangen durch perſönlichen Antheil an dem täglichen Wechſel von Freud' und Leid, die, wie wir in ſpäteren Jahren finden, gleicher vertheilt ſind, als man glaubt. Junge Leute ſind glücklich — ſie genießen mit Entzücken, ſei es in Hoffnung oder in Wirklichkeit, den Schaum des Lebens — allein ſelten ſind ſie zufrieden. Es iſt auch nicht möglich. Erſt wenn wir das dunkle Labyrinth des Lebens zur Hälfte durchreist haben und Abſicht und Zweck zu erkennen beginnen, können wir wirklich zufrieden ſein.

Ein großes Element dieſer Zufriedenheit iſt — laßt uns ohne falſche Scheu beſprechen, was Gott und die Natur ſelbſt angeordnet haben — daß die zweifelhafte Frage: „Werde ich mich verheirathen oder nicht?“ zu

dieſer Zeit in der Regel beantwortet iſt; daß die eitle Neugierde und jede unberufene Einmiſchung der Welt über dieſen Punkt aufgehört hat, was allein ſchon eine wahre Wohlthat für ein weibliches Gemüth iſt. Die Beziehungen zu dem andern Geſchlecht nehmen ganz unmerklich einen andern Charakter an oder hören nach und nach ganz auf. Es mag wohl Ausnahmen geben, allein ſelten genug ſind gewiß jene Fälle, da frühere Liebhaber unſere Freunde wurden, und wir Freunde beſitzen, deren jahrelang bewährte Treue keine neue Liebe uns zu entreißen vermochte. Wenn eine Frau ihre Macht über die Männer zu erhalten wünſcht — und dieß iſt kein unnatürlicher Wunſch, den auch wohl die Guten und Liebenswürdigen unſeres Geſchlechts hegen mögen, wenn ſie lange an die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Geſellſchaft gewöhnt waren — ſo muß ſie ſich ganz anderer Mittel bedienen als bisher. Und ſelbſt dann, mag ihr Einfluß noch ſo rein und wahr, ihr Witz noch ſo ſprühend ſein, dennoch kann ſie oftmals finden, daß ihr Zuhörer glänzende Augen einer geiſtreichen Unterhaltung, die Befriedigung ſeines Herzens der Vervollkommnung ſeines

Geiſtes vorziehen wird. Und wer wollte ihn darob tadeln?

So angenehm der Umgang mit dem andern Geſchlechte iſt, d. h. mit ehrenhaften, gebildeten Männern, welche einer Frau auf dem neutralen Gebiete gegenſeitiger Achtung begegnen und ſich mehr Mühe geben, derſelben angenehm zu ſein, als es leider ihr eigenes Geſchlecht häufig zu thun pflegt, ſo ſind es doch immer nur Männer, deren keiner nothwendig für das Glück einer Frau iſt, derjenige ausgenommen, welchen ſie in den Jahren, von denen wir ſprechen, wahrſcheinlich entweder gefunden oder verloren hat. Deßhalb ſollte eine nicht mehr junge Frau — ſo wenig ſchmeichelhaft dieß auch für jene Herrn klingen mag, die ſo liebenswürdig und unterthänig in Geſellſchaft von Damen, von jungen Damen, zu ſein verſtehen — dieſelben aus eigenem Antrieb entlaſſen, ehe ſie von ihnen verlaſſen wird. Ich glaube, jede welkende Coquette, jede verblühte Schönheit ſowohl, als jede gewöhnliche Frau, die ihren Antheil an Liebe und Huldigung gehabt hat, ſollte durch ihr Betragen zu verſtehen geben, daß ſie den einzigen Weg, die ungeheuchelte Ach-

tung des andern Geſchlechts ſich zu erhalten, erkannt habe: nämlich, demſelben zu zeigen, daß ſie deſſen Bewunderung und Aufmerkſamkeiten recht wohl entbehren könne.

Eine andere Quelle der Zufriedenheit, welche wir in dem ungeſtümen Selbſtvertrauen der Jugend vergebens ſuchen, iſt die Erkenntniß der eigenen Unwichtigkeit und Machtloſigkeit in der Wagſchale des Schickſals. Wir beginnen das Leben mit dem Glauben, alles vollbringen zu können; wir wähnen alle Dinge von uns und unſerm Thun abhängig; die kleinſte Kleinigkeit verwirrt und beunruhigt uns; das ruheloſe Herz verzehrt ſich in Beſorgniſſen um ſeine eigene Zukunft, das zärtliche Herz um diejenigen ſeiner Lieben. In manchem jungen Antlitz leſe ich den unverkennbaren Ausdruck der geſchäftigen Martha, welche ſich „viele Sorge und Mühe machte“ — und gedenke dabei einer Anekdote, die mir einſt mitgetheilt wurde. Nach derſelben ward ein Geſandter in China mit einer ſchwierigen Miſſion betraut und warf ſich des Nachts ruhelos in ſeinem Bette hin und her. Da trat ſein alter Diener zu ihm mit den Worten:

„Herr, darf ich Euch drei Fragen vorlegen, und wollt Ihr mir dieſelben beantworten? Hat nicht der Allmächtige dieſe Welt recht gut regiert, noch ehe Ihr das Licht derſelben erblickt hattet?“

„Gewiß!“

„Und wird er nicht daſſelbe thun, auch wenn Ihr ſie wieder verlaſſen haben werdet?“

„Ich weiß das.“

„Und glaubt Ihr dann nicht, Herr, daß Er auch im Stande iſt, ſie zu regieren, ſo lange Ihr darin ſeid?“

Der Geſandte lächelte Beifall, legte ſich auf die Seite und ſchlief ruhig.

Ja, dieß iſt es, was wir oft am ſchwerſten und ſchmerzlichſten lernen: in feſtem, geduldigem Glauben alles zu thun, was uns zu thun obliegt und dann das Ende mit vertrauensvoller Zuverſicht dem Allmächtigen zu überlaſſen, der wohl im Stande iſt, ſeine Welt zu regieren.

Man ſagt, daß wir mit den zunehmenden Jahren weniger leiden, daß wir Schmerz und Freude, wenn dieſelben in unſerm Leben oft ſchon abgewechſelt haben,

nicht mehr ſo tief empfinden oder mit der Zeit dafür abgeſtumpft werden. In gewiſſem Sinne iſt es ſo. Wenn dem Glücke der Jugend, der Wonne einer erſten Liebe, der erſten Regung des jugendlichen Ehrgeizes nichts zu vergleichen iſt, ſo hat Gottes Allgüte auch gewollt, daß keine ſpätere Qual dem erſten großen Schmerze der Jugend gleichkömmt, welcher das arme Herz ſo gänzlich ohne Troſt und Hoffnung läßt, daß Himmel und Erde für daſſelbe nicht mehr da zu ſein ſcheinen und das ganze Weſen von der ſchweren Laſt zu Boden gedrückt wird. Einen ſolchen Schmerz kennt das ſpätere Leben nicht; denn ſelbſt in Trübſal und Kummer lernen wir, wenn wir nicht ganz umſonſt gelebt haben, mit der Zeit verſtehen, wie es niemals Gottes Wille ſein kann, daß ein menſchliches Weſen von einem Unglück zermalmt werde, wie der Wurm von dem Steine, der auf ihn fällt.

Was die kleineren Uebel betrifft, ſo gleichen ſich dieſelben in Folge der größeren Ausdehnung unſerer Intereſſen mehr oder weniger aus. Ebenſo fällt in unſerm Verkehr mit der Welt ſo mancher Anlaß zu einem rauhen Zuſammenſtoß weg, weil auch unſere

ſtärkſten Gefühle — Liebe, Haß, günſtige und ungünſtige Vorurtheile — eine vernünftigere und gemildertere Form angenommen haben. Und endlich lernen wir mit dem Auge jenes ſchon erwähnten Glaubens das Leben als ein Ganzes betrachten, anſtatt es auf peinliche Weiſe zergliedern und in ſeinen einzelnen Theilen ergründen zu wollen, was ja doch einem ſterblichen Auge niemals gelingen kann. Das ſanfte Dämmerlicht, in welchem uns ein gütiges Naturgeſetz die Vergangenheit erſcheinen läßt, wirft auf dieſelbe ſeine freundlichen Strahlen, deren milde Färbung nach und nach allen Kummer überzieht und die Klage zum Schweigen bringt. Ich vermuthe, es wird wohl jede Frau mit einem guten Herzen und reinen Gewiſſen die tiefe Wahrheit des am Anfang dieſes Kapitels ſtehenden Verſes fühlen, ſowie diejenige der beiden andern Verſe, welche ich mich nicht enthalten kann, hier folgen zu laſſen: —

Denkſt Du an verlor'nes Hoffen,
Wenn einſam das Lämpchen Dir glüht?
Und ſammelſt verblichene Träume,
Gleich Knospen, zu frühe verblüht?
„Ich denke an goldene Träume,
Die früh mir das Schickſal entriß;

Sie fielen wie Blätter der Roſe,
Sie waren im Fallen noch ſüß."

Denkſt Du an begrab'ne Freunde,
Wenn Du ſitzeſt am Feuer bei Nacht?
Und ſehneſt zurück Du den fröhlichen Kreis,
Der Dein Leben ſo ſonnig gemacht?
„Ich denk' an geſchiedene Freunde
Mit der Liebe, die einſt unſer Glück;
Doch die liebſten und beſten von Allen,
Ich wünſche ſie nicht mehr zurück!" *)

Zu allen bisher aufgezählten Gründen, in Folge deren eine Frau in den mittleren Jahren viel mehr im Stande iſt, ſich nützlich zu machen, als in irgend einer früheren Periode ihres Daſeins, kömmt noch ein weiterer: ihre größere Unabhängigkeit. Wenn ſie einmal die Jahre zwiſchen dreißig und vierzig erreicht hat, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß ſie, im beſten Sinne des Wortes, ihre eigene Herrin geworden iſt. Nicht dadurch, daß ſie ſich Familienbanden entzieht oder die ihrem Geſchlechte geſetzten Grenzen überſchreitet — denn eine ſolche Freiheit iſt trauriger, als jede Art von Feſſeln — ſondern ſie wird Herrin ihrer ſelbſt geworden ſein, indem ſie

*) Dora Greenwell.

geiſtig ſowohl als körperlich ſich verſtehen gelernt haben wird. Und zwar iſt das letztere von nicht geringem Vortheil, denn wir bedürfen oft langer Jahre, um die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten unſerer eigenen Konſtitution kennen zu lernen und dieſelben in gehöriger Weiſe zu berückſichtigen. Die Kränklichkeit unter den Frauen entſpringt ſehr häufig aus Unwiſſenheit oder Mißachtung der gewöhnlichſten Regeln der Geſundheit, ſowie aus ihrer Gleichgültigkeit gegen die erſte Bedingung für das Wohlbefinden des Körpers, welche in der Beherrſchung und der Geſundheit des Geiſtes beſteht. Dazu gelangt eine Frau leichter in ſpäteren Jahren, als in der Jugend, und daher wird ihr das daraus folgende Gefühl des Glückes — eines dauernden, nützlichen, förderlichen Glückes — zu dieſer Zeit mehr als zu irgend einer früheren zu Theil.

Und weßhalb? Weil ſie aufgehört hat, vor allem an ſich ſelbſt und an ihr eigenes Vergnügen zu denken; weil, wie ich in einem früheren Kapitel zu zeigen verſucht habe, das Glück für ſie nur eine Zugabe geworden, welche der gütige Gott geben oder vorenthalten mag, wie

Er es am beſten für ſie und am paſſendſten für das Werk findet, zu welchem er ſie auserſehen hat. Dieſes Bewußtſein, handelnd und leidend zugleich zu wirken, iſt gewiß hinreichend, um dem Leben jeder wirklich guten Frau Frieden und Glück zu gewähren und ſie in demſelben, mag es auch noch ſo einſam ſein, bis zuletzt aufrecht zu erhalten.

In welcher Weiſe ein ſolches Bewußtſein zum Ausdruck kommen ſoll — darüber läßt ſich weder Rath noch Anweiſung geben, denn das einer Frau offenſtehende Feld der Thätigkeit iſt in unſerem Zeitalter ebenſo unbegrenzt wie unbeſtimmt. Sie allein kann ſich ein Geſetz vorſchreiben, nach welchem ſie durch ihre Handlungen und Entſchließungen der ihr gewordenen und von ihr erkannten Aufgabe gerecht zu werden trachtet.

Und thun dieß nicht Viele unter uns? Frauen mit großen Mitteln, deren Namen ſprüchwörtlich geworden ſind, wenn es ſich um Werke edler und weiſer Barmherzigkeit handelt; deren Reichthum, richtig angewendet, in unzähligen Kanälen das Land bewäſſert. Frauen von Rang und Anſehen, welche in ächter Demuth ihren Ein-

fluß nur dazu benützen, um durch unausgesetzte Werke der Liebe alle Klassen zu verbinden und auch die ärmsten ihrer Schwestern zu wahrer Weiblichkeit zu erheben. Und viele Andere, von denen die Welt nichts weiß, die den weisesten Weg eingeschlagen, den eine unverheirathete Frau betreten kann, und sich selbst eine Heimath und eine Stellung gegründet haben; sei es, daß sie die Wohlthäterinnen einer ländlichen Nachbarschaft geworden, oder als ältere Schwestern die Leitung des Hauswesens und die Erziehung jüngerer Geschwister übernommen haben, in welchem Falle sie stillschweigend als Haupt der Familie betrachtet und durch die Liebe und Verehrung von mehr als einer Generation belohnt werden. Noch Andere, welche als Schriftstellerinnen, Künstlerinnen oder, indem sie irgend einem andern Berufe sich gewidmet haben, die ihnen augenscheinlich verliehenen besondern Gaben möglichst zu nützen bestrebt sind, in dem Glauben, daß sie nicht das Recht haben, dieselben, mögen sie groß oder klein sein, zu verlieren oder zu vergeuden, sondern daß sie eines Tages dem großen Meister das Seinige werden mit Wucher zurückerstatten müssen.

Würden wir doch ſuchen, anſtatt bei der Erziehung unſerer Töchter nur davon auszugehen, daß ſie Gattinnen zu werden beſtimmt ſind, und als ſolche eine anerkannte Stellung und gewiſſe Pflichten haben werden — im andern Falle jedoch weder von Stellung noch Pflichten die Rede ſein könne — würden wir doch ſtatt deſſen den Grundſatz ihnen einzuflößen ſuchen, daß ſie vor allem und über alles Frauen werden ſollen — Frauen, welche ihre Würde ſelbſt ſich geben müſſen und deren Loos in ihren eigenen Händen liegt. Nicht daß wir uns auf thörichte Weiſe von dem männlichen Geſchlechte unabhängig zu machen ſuchen, oder eine lächerliche Verachtung der Ehe zur Schau tragen ſollten — denn gewiß, die Jungfrau ward noch nicht geboren, welche nicht ſtolz und freudig in der rechten Stunde und unter paſſenden Verhältniſſen — d. h. wenn ihr ganzes Herz und Gewiſſen die Gabe begleitet und heiligt — ſich ſelbſt und ihr Geſchick in eine würdige Hand zu legen bereit wäre. Allein das Band der Ehe ſollte immer nur aus freier Wahl, nicht gezwungen oder aus Nothwendigkeit, geſchloſſen werden. Jedes Mädchen ſollte bedenken, daß ſie durch eine haſtige,

liebeleere Heirath ebenso große Schande auf sich ladet, als sie es durch eine jener Verbindungen thun würde, die mit Umgehung aller gesetzlichen Formen geschlossen werden; und daß, so farblos, traurig und mühselig ein einsames Leben auch sein mag, eine unglückliche Ehe, welche nichts als immerwiederkehrende Versuchungen, unheilbaren Gram und nutzlose Reue zu bringen im Stande ist — Qualen, von denen der Tod nur zu befreien vermag — zehn und zwanzig Mal schlimmer sein muß. Es gibt manches Brautgemach, an dessen Thüre keine andere Inschrift stehen sollte, als jene wohlbekannten Worte über den Thoren von Dante's Hölle:

„Ihr, die Ihr eintretet, laßt jede Hoffnung hinter Euch."

Der Himmel verhüte, daß eine Jungfrau, deren Herz die ganze Schönheit und Heiligkeit der Ehe erfaßt hat, gezwungen werde, eine solche Pforte jemals zu überschreiten!

Noch bleibt uns übrig, von einer Zeit zu sprechen, obgleich nur Wenige unter uns sie erreichen, welche auf die vorgerückten Jahre folgt — die Zeit des hohen Alters, da das Antlitz durchfurcht und die Kraft gebrochen

iſt, da die Fähigkeiten, ſowohl ſich nützlich zu machen als zu genießen, mehr und mehr ſchwinden. Dieſe Zeit muß derjenigen Frau unbeſtreitbar in einem trüben Lichte erſcheinen, welche an die Liebe und Anhänglichkeit der neuen Generation keine rechtlichen Anſprüche erheben kann, deren Angehörige und Zeitgenoſſen längſt geſtorben ſein mögen, für welche jene ſüßen Bande, die einer Familienmutter am Abende ihres Lebens den lieblichſten Troſt gewähren, niemals exiſtirten, und die daher das Intereſſe an dem nachwachſenden Geſchlechte nicht kennt, welches den Lebensabend Jener mit den ſchönſten Hoffnungen vergoldet. Ausnahmen gibt es natürlich auch hier, wenn z. B. eine treue Tante die Stelle der Mutter vertreten, oder eine liebende und geliebte Großtante die Rechte und die Verehrung einer Großmutter ſich erworben hat. Allein ich ſpreche von dem Stand der Dinge im Allgemeinen. Und da ſollte ſich denn gewiß jede unverheirathete, alleinſtehende Frau mit dem Gedanken vertraut zu machen ſuchen, ſie werde ihre Tage mehr oder weniger in Einſamkeit beſchließen müſſen.

Es gibt jedoch eine Einſamkeit, welche dem hohen

Alter so natürlich und willkommen ist, wie jene Ruhe, die der Jugend so unangenehm erscheint, die aber mit der Zeit zum größten Segen unseres Lebens wird. Und endlich wissen wir noch von einer andern Einsamkeit, so voller Frieden und Hoffnung, daß ich sie dem Schlummer Jakobs am Fuße der Himmelsleiter vergleichen möchte.

„Ein Uebel ist selten so schlimm, als es scheint" — und es mag jene vollkommene Einsamkeit, welche, noch in weiter Ferne, der unverheiratheten Frau als eine der traurigsten unter den unvermeidlichen Folgen ihres Looses erscheint, in Wirklichkeit allen Schmerz verlieren und der Dämmerstunde verglichen werden, da wir uns nach vollbrachtem Tagewerk zurücklegen, die Augen schließen und, ehe wir uns zur Ruhe begeben, dasselbe noch einmal überdenken, oder in Glauben und Hoffnung dem kommenden Morgen entgegenblicken.

Ein wohl vollbrachtes Leben, dessen Kräfte und Gaben richtig angewendet worden, in dessen dunklen oder lichten Führungen wir zuletzt die Hand des göttlichen Meisters erkannt — gewiß, ein solches Leben ist es werth, durchlebt zu werden. Und wenn es auch einsam sich

ſchloß, wenn eine Dienerin ſtatt der liebenden Hand einer Tochter die wankenden Tritte unterſtützte, wenn Fremde das Sterbebett umſtanden, die Augen zudrückten, die niemals ein zärtlicher Gatte geküßt, und die kalten Hände auf der Bruſt zuſammenlegten, an welcher niemals das Haupt eines theuren Kindes geruht — dennoch dürfen wir ein ſolches Leben nicht bedauern, denn es war ein vollendetes Leben. Es hat ſeine Aufgabe erfüllt und kehrt zu ſeinem Schöpfer zurück ſo rein, als Er es verliehen. Und es wird nicht vergeſſen werden, wenn Er ſeine Auserwählten um ſich verſammelt.

Auch für die Erde war ein ſolches Leben nicht vergeblich gelebt. Die Seligen bedürfen keiner irdiſchen Anerkennung mehr; aber dennoch ſteht mit Wahrheit geſchrieben: — „Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen.“

Inhalt.

	Seite
Etwas zu thun	1
Selbstständigkeit	21
Weibliche Berufsarten	39
Weibliche Erwerbszweige	62
Die weiblichen Dienstboten	84
Die Hausfrau	116
Ueber weibliche Freundschaften	158
Klatschsucht	182
Die Weltdamen	210
Glückliche und unglückliche Frauen	240
Aelter werden	296

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

HQ 1154 .W35 C.1
Der Weibliche Beruf :
Stanford University Libraries
3 6105 035 422 133

HQ
1154
.W35

DATE DUE

JUN 1986

JUN

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305